Nr. 52. Jahrgang V. Allgemeine Berlin, 25. Dezemb. 1896.

Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die „**Wochenschrift**" erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten (2½ Bogen), der „**Jeschurun**" Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten (½ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.

Anzeigen werden mit **25 Pfg.** für die einspaltige Petitzeile oder deren Raum berechnet. Bei Wiederholungen oder größeren Aufträgen tritt eine Preisermäßigung ein. Alle Annoncen-Expeditionen sowie unsere Expedition nehmen Anzeigen für dieses Blatt entgegen.

Inhalt:

Credit und Debet.

In kaufmännischen Kreisen herrscht jetzt, am Schlusse eines Geschäftsjahres, eine gelinde Aufregung. Es wird „Inventur gemacht," das Kontobuch geprüft, das Soll mit dem Haben verglichen, und auf Grund des Ergebnisses eine Bilanz aufgestellt.

Obwohl sie nicht mit Geld, sondern mit Geist handeln, ist eine ähnliche Bewegung auch in den Zeitungsredaktionen am Rande eines bürgerlichen Jahres wahrnehmbar. Auch sie müssen das Kontobuch prüfen, das Soll mit dem Haben vergleichen und eine Bilanz liefern — in Form eines Inhaltsverzeichnisses, das dem verehrlichen Lesepublikum zeigt, was im Verlaufe eines Jahres ihm geboten worden ist; das alle Darbietungen in chronologischer Folge Stück für Stück aufzählt und so die Credit-Seite des publizistischen Kontobuches bildet.

Es ist ebenso erklärlich wie unvermeidlich, daß der Schreiber seinen Blick auch über die Debet-Seite schweifen läßt, daß er mit der Leistung die Gegenleistung, mit der Arbeit den Erfolg vergleicht und aufgrund des so gewonnenen Ergebnisses seine Betrachtungen anstellt.

Wir verraten kein Geheimnis, wenn wir sagen, daß die j ü d i s ch - publizistischen Kontobücher sämtlich nur e i n e gefüllte Seite kennen: die Credit-Seite, die ihre Leistung aufzählt; die Debet-Spalte ist leer, fast leer. Wir beabsichtigen keine oratio pro domo, wenn wir die Teilnahmlosigkeit unsrer Glaubensgenossen den jüdischen Zeitschriften gegenüber als eine beklagenswerte Erscheinung bezeichnen; wir bezwecken keine Verherrlichung der Zeitungsschreiberei, wenn wir dieser Teilnahmlosigkeit die Schuld an dem Niedergang unsres Gemeindelebens zuschreiben.

Es hat eine Zeit gegeben in Israel — wir kennen sie nur noch vom Hören-Sagen — in der die Synagogen den Mittelpunkt des geistigen Lebens bildeten, da das Gotteshaus nicht nur ein Bethaus, sondern auch eine Lehrstätte gewesen ist. Es ist ihr eine Zeit gefolgt — die Aelteren unter uns haben sie mit erlebt — in der das Gotteshaus den Charakter des Lehrhauses verloren hat und die Eigenschaft einer Erbauungsstätte angenommen hat. Es ist eine Zeit gekommen — unsre Generation ist deß Zeuge — in der man das Gotteshaus weder als Stätte der Belehrung, noch als solche der Erbauung sucht und aufsucht, in der der Mittelpunkt des geistigen Lebens, in der das geistige Leben überhaupt uns abhanden gekommen ist.

Was thun? Diese Frage haben wir an siebenzig Weise in Israel, — an solche, die Weise sind und an andere, die weise sein müßten, — gerichtet, ohne eine befriedigende Antwort zu erhalten. Wir möchten uns heute selbst „interviewen" und auf unsre Frage also antworten: W e m e s E r n s t i s t m i t d e r W i e d e r e r w e c k u n g j ü d i s c h e n L e b e n s, d e r s o r g e f ü r d i e V e r b r e i t u n g d e r j ü d i s c h e n F a c h p r e s s e; s o r g e, d a ß i n k e i n e m j ü d i s c h e n H a u s e e i n e j ü d i s c h e Z e i t u n g f e h l e, damit das gesprochene Wort, das nicht gehört, durch das geschriebene, das gelesen wird, ersetzt werde.

Jenseits des Ozeans herrscht ein jüdisches Gemeindeleben, das uns mit Freude und Neid erfüllt; dem Phönix gleich ist das totgeglaubte Judentum in Amerika wieder erwacht; der Prophetin Deborah gleich haben Frauen den häuslichen Herd verlassen und versuchen sich in der Führung Israels. Jenes Leben und diese Bewegung, sie sind einzig das Werk der zahlreich vertretenen jüdischen Fachblätter. Ein gleiches Wunder könnten die papiernen Prediger auch hierzulande bewirken, wenn man sie hören und — halten, wenn man die publizistischen Kontobücher auch mit einer gefüllten Debet-Seite versehen wollte.

Aus dem „revidierten" Statut der Berliner Gemeinde.

In der vorigen Nummer haben wir mitgeteilt, daß gegen die von der Repräsentantenversammlung am 13. d. M. vorgenommene Vorstandswahl Protest eingelegt worden sei, weil sie angeblich statutenwidrig in geheimer Sitzung vollzogen worden. Wir haben daraufhin das „revidierte Statut für die jüdische Gemeinde zu Berlin" vom 11. November 1895, bestätigt von dem Oberpräsidenten am 11. Januar 1896, soweit es von der Vorstandswahl handelt, durchlesen wollen, sind aber über den § 31, den ersten, der diesen Gegenstand betrifft, nicht hinausgekommen. Er lautet wörtlich:

„Der Vorstand der Gemeinde besteht aus sieben Personen, welche Aelteste genannt werden. Die Mitglieder des Gemeinde-Vorstandes werden auf sechs Jahre gewählt; alle drei Jahre scheidet die Hälfte aus. Für dieselben werden drei Stellvertreter auf sechs Jahre dergestalt gewählt, daß nach dem Ablauf der ersten drei Jahre Einer der Gewählten und demnächst stets die Hälfte der Gewählten ausscheidet. Die Personen der Ausscheidenden werden nach dem Ablauf der ersten drei Jahre durch das Los, welches der Vorsitzende des Gemeinde-Vorstandes zu ziehen hat, für die spätere Zeit durch den Ablauf ihrer Wahlperiode bestimmt. Die Reihenfolge der Stellvertreter wird nächst dem Dienstalter durch die Zahl der Stimmen, die jeder erhalten hat, festgestellt. Bei Stimmengleichheit entscheidet das Los, welches der Vorsitzende der Repräsentanten-Versammlung bezw. dessen Stellvertreter zu ziehen hat. Nach dieser Reihenfolge werden die Stellvertreter durch den Vorsitzenden für den Fall einberufen, daß ein Vorstandsmitglied mindestens vier Wochen an der Ausübung seines Amtes gehindert wird beziehungsweise ausscheidet."

Gehen wir Satz für Satz durch. In dem ersten heißt es, daß der Vorstand der Gemeinde aus sieben „Personen" besteht, welche Aelteste genannt werden. — Vermutlich soll damit gesagt sein, daß er aus sieben „Mitgliedern" besteht, die Aelteste genannt werden; denn nicht die Personen werden Aelteste genannt, sondern als Vorstandsmitglieder allein führen sie diesen Namen. Daß der Vorstand aus Personen und nicht etwa aus Sachen besteht, braucht wohl nicht erst statutenmäßig bestimmt zu werden!

In dem zweiten Satz wird bestimmt, daß Mitglieder des Gemeindevorstandes auf sechs Jahre gewählt werden und alle drei Jahre die Hälfte ausscheidet. Hier läßt uns die Mathematik im Stich. Die Hälfte von 7 ist unseres Wissens $3^1/_2$. Wie fängt es ein Vorstandsmitglied an, zur Hälfte auszuscheiden? Oder ist jedes der sieben Mitglieder gehalten, zu einer Hälfte sich von der Aeltestenschaft zu trennen?

Der dritte Satz sagt, daß „für dieselben" drei Stellvertreter auf sechs Jahre „dergestalt gewählt werden", daß nach dem Ablauf der ersten drei Jahre einer der Gewählten und demnächst stets die Hälfte der Gewählten ausscheidet. — Das Wort „dieselben" bezieht sich nach den Vorschriften der Grammatik auf „alle drei Jahre". Da aber kein Statut eine Körperschaft zwingen kann, für alle drei Jahre drei Stellvertreter zu wählen, so spricht eine gewisse Wahrscheinlichkeit dafür, daß das schöne Wort „dieselben" auf die Mitglieder des Gemeindevorstandes deuten und das schlichtere und richtigere Wort „jene" ersetzen soll. Wie aber sollen die Wählenden es anstellen, drei Männer dergestalt auf sechs Jahre zu wählen, daß einer nach drei Jahren ausscheidet? Ferner begegnen wir hier wieder der rätselhaften Aufgabe, daß von Dreien die Hälfte ausscheiden soll.

Wenn man die grausame Zumutung einer Halbierung von den Vorsteher-Stellvertretern fernhalten will, bleibt nur die eine Deutung übrig, daß nach drei Jahren ein Stellvertreter und dann von drei zu drei Jahren die Hälfte der übrigen beiden, also immer einer sein Mandat aufzugeben hat. Allerdings dehnt sich damit die Wahlperiode auf neun Jahre. Doch die Mathematik hat hier, scheint es, ohnehin nicht mitzusprechen.

Der vierte Satz schreibt vor, daß die „Personen" der Ausscheidenden nach dem Ablauf der ersten drei Jahre durch das Los, für die spätere Zeit durch den Ablauf ihrer Wahlperiode bestimmt worden. — Das ist eine Anordnung von vergleichsweise leuchtender Klarheit. Die „Personen" stehen hier für die „ausscheidenden Mitglieder".

Der fünfte Satz läßt „die Reihenfolge der Stellvertreter nächst dem Dienstalter durch die Zahl der Stimmen, die jeder Einzelne erhalten hat, feststellen". — Auch hier ist die Absicht des Statuts nur schwer zu erraten: die Einberufung der Stellvertreter in den Vorstand erfolgt nach Maßgabe des höheren Dienstalters und bei gleichem Dienstalter nach Maßgabe der höheren Stimmenzahl, die auf die einzelnen Stellvertreter bei ihrer Wahl entfallen sind.

Ohne Exegese ist der § 31 nicht zu verstehen. Wir haben den Versuch gemacht, ihn ins Deutsche zu übersetzen:

„Der Vorstand der Gemeinde besteht aus sieben Mitgliedern, die Aelteste genannt und auf sechs Jahre gewählt werden. Immer nach drei Jahren scheiden drei beziehungsweise vier Mitglieder aus; das erste Mal werden die drei ausscheidenden Mitglieder durch das Los bestimmt, das der Vorsitzende der Repräsentantenversammlung zieht. Für die Vorstandsmitglieder werden drei Stellvertreter gleichfalls auf sechs Jahre gewählt. Von ihnen scheidet im dreijährigen Wechsel erst ein Mitglied, sodann zwei Mitglieder aus; das erste Mal bezeichnet das Los, das der Vorsitzende des Gemeindevorstandes zieht, den Ausscheidenden. Sobald ein Mitglied aus dem Vorstande ausscheidet oder voraussichtlich mindestens vier Wochen an der Ausübung seines Amtes gehindert ist, erfolgt die Einberufung eines Stellvertreters in den Vorstand, nach Maßgabe des höheren Dienstalters, bei gleichem Dienstalter nach Maßgabe der höheren Stimmenzahl, die auf die einzelnen Stellvertreter bei ihrer Wahl entfallen sind, wenn Dienstalter und Stimmenzahl gleich sind, nach dem von dem Vorsitzenden der Repräsentantenversammlung oder dessen Stellvertreter zu ziehenden Lose."

Vorberaten ist das revidierte Statut durch eine besondere Kommission, genehmigt ist es von dem Gesamtvorstande und der Repräsentanz in der alten Zusammensetzung. Vielleicht sorgt die neue Vortretung für eine authentische Uebersetzung.

O, diese — Kanzel!

Frankfurt a. M., 20. Dezember.

In Nr. 98 des „Israelit" entschuldigt Herr Direktor Hirsch seine Angriffe gegen die Kanzel der Hauptsynagoge und die Realschule der Gemeinde in Frankfurt. Wenn er in Nr. 91 des „Israelit" gesagt hatte: „Die Kanzel der Hauptsynagoge und die Realschule der Gemeinde stehen ausgesprochen im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze, jetzt wie damals", so habe er damit nicht von der Person ge-

sprochen, die die Kanzel inne hat, sondern von der .... „Kanzel“, Was hat diese Kanzel verbrochen? Sie ist „die Kanzel einer Orgelsynagoge, aus deren Gebetbuch der Gedanke an einen Messias aus dem Davidhause, an „die Wiederherstellung eines jüdischen Staates in Palästina“, „den Aufbau eines Tempels in Jerusalem als eines Einigungspunktes für Israel“, an „die Sammlung der Zerstreuten“, an den „Opferdienst“ grundsätzlich ausgemerzt ist“ — das ist eine Kanzel „unter deren Aegide ein besonderer Religionsunterricht für die Kinder der im Gegensatz zur „Orthodoxie“, der „freisinnigen Richtung im Judentum“ angehörigen Kreise, für die der Unterricht in der seit Jahren bestehenden Religionsschule um seiner Tendenz willen nicht geeignet, sagen wir ganz einfach, zu fromm ist.“ Man muß Herrn Hirsch zugestehen, daß er dem Wortlaute nach Recht hat. Er hat thatsächlich nur von der Kanzel gesprochen und nicht von der Person, die sie inne hat, und da er sich auf seinen Schein beruft, so muß man eben die Sache nehmen, wie sie ist. Herr Direktor Hirsch hat nur die Kanzel als solche und keinerlei Person bekämpft — — wer lacht da? Wenn der berühmte spanische Ritter gegen Windmühlen-Flügel gekämpft hat, warum sollte man nicht auch gegen eine Kanzel kämpfen dürfen?

Ebenso läßt es sich nicht leugnen, daß der Kampf gegen eine Kanzel im Verhältnis zum Kampfe gegen eine Person keine geringen Vorteile bietet. Personen, selbst wenn es sich nur um Reformer und Neologen handelt, sind doch gewissermaßen auch Menschen, und wenn man auch vom Standpunkte eines Sohnes des großen S. R. Hirsch es noch sehr in Frage stellt, ob die Vorschriften: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ oder „Du sollst nicht als Verleumder herumgehen in deinem Volke“ oder „Ihr sollt nicht lügen einer gegen seinen Nebenmenschen“ und dergleichen sich auch auf Nicht-Orthodoxe beziehen, so legt doch die entgegengesetzte Auffassung, die diese Vorschriften auf jeden Menschen ohne Unterschied bezieht, eine gewisse Gêne auf. Anders ist es einer Kanzel gegenüber; an eine Kanzel haben doch diese Vorschriften nicht gedacht: einer Kanzel gegenüber ist alles erlaubt.

Der Standpunkt des Herrn Direktor Hirsch ist also gegen jeden Angriff sicher gestellt, er weist auf den Buchstaben, auf den Wortlaut seiner Angriffe hin, und da hat er ja so Recht, so Recht wie .... Shylock. Es steht in seinem Artikel nur „Kanzel“, und Herr Direktor Hirsch ruft mit Emphase am Schlusse seiner Entschuldigung: „Man sieht, was ich meine, das nenne ich, und was ich nicht nenne, das meine ich nicht. Demgemäß weise ich alle sonstigen Unterstellungen mit aller Entschiedenheit zurück.“ Ja, wenn der Herr Direktor Hirsch ausdrücklich von der Person gesprochen hätte, die auf dieser Kanzel predigt, dann hätte man Recht — das giebt Herr Direktor Hirsch zu — seinen Angriff so zu kennzeichnen, wie wir es in unserem letzten Artikel gethan. Aber da er nur von der Kanzel gesprochen hat: honni soit qui mal y pense! Der geehrte Leser sieht, daß ich ganz objektiv bin, auch wo ich mich selbst ins Unrecht setzen muß. Denn es war, nach den Worten des Herrn Direktor Hirsch, wirklich sehr Unrecht von mir, daß ich mich zum Sprachrohr derer machte, die da glaubten, der Herr Direktor meine eine Person, während er doch nur eine „Kanzel“ genannt hatte. Damit mich aber der geehrte Leser nicht gar zu sehr wegen meines Unrechts abkanzle, möchte ich doch einige mildernde Umstände anführen, die meinen Irrtum (?) verzeihlich machen. Der Herr Direktor Hirsch sagte allerdings nur: „Die Kanzel der Hauptsynagoge stehe ausgesprochen im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze, jetzt wie damals.“ Das ist allerdings wahr. Aber das „ausgesprochen“ legte da den Gedanken nahe, daß hier auch eine Person gemeint sei, die nicht genannt ist. Doch Herr Direktor Hirsch sagt, daß er trotzdem nur die Kanzel, die er nannte, gemeint habe, und Herr Direktor Hirsch ist, wie Brutus, ein ehrenwerter Mann. Ferner führe ich zur mildern Beurteilung unseres Irrtums die Worte an: „im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze“. Unter „Abfall vom Gottesgesetze“ versteht man gewöhnlich, wenn keine andere Interpretation vorliegt, ein Lossagen vom Judentum, den Abfall von der Religion der Väter und den Uebertritt zu einer andern Religion. Dieser Sinn ist dann umsomehr anzunehmen, wenn dieser „Abfall“ als ein „entschiedenster“ charakterisiert ist. „Im Dienste des entschiedensten Abfalls vom Gottesgesetze stehen“, darunter versteht man gewöhnlich, wenn keine andere Interpretation vorliegt, so viel wie: ein Missionar sein, Propaganda machen für den Austritt aus dem Judentum, für die Lossagung vom Gottesgesetze. Da aber von der „Kanzel“ als solcher eine solche Behauptung absurd erschien, so ließen wir uns, durch unsre gewöhnliche, nicht genug auf Buchstäblichkeit eingeschulte Logik verführen, hier einen Seitenhieb auf Personen zu vermuten und die Kanzel nur als Metonymie zu nehmen. Es ist das nach wie vor unverzeihlich, eine „Unterstellung“, wie Herr Direktor Hirsch mit moralischer Entrüstung sagt, denn er hatte ja nur die Kanzel genannt, und wie durften wir denken, er habe eine Person gemeint?

Nun da die Erklärung des Herrn Direktor Hirsch vorliegt, ist es klar, daß er unter dem „Gottesgesetz“ nur die „Orthodoxie“ gemeint hat; daß der „Abfall“ darin besteht, daß diese „Kanzel“ erlaubt, daß unter ihrer Aegide ein besonderer Religionsunterricht für Kinder der freisinnigen Kreise besteht, für die die Schule des Herrn Direktor Hirsch „sagen wir es ganz einfach“, zu fromm ist. Ja, sagen wir es ganz einfach, wie Herr Direktor in köstlicher Naivetät sagt: Die „Orthodoxie“ ist das Gottesgesetz; seine Kinder nicht in die Hirsch'sche Schule schicken ist „Abfall vom Gottesgesetz“ und „ausgesprochen“! Nun, „wer nicht für mich ist, der ist gegen mich“, die „Kanzel“ ist keine „Person“. Wie gesagt: Wir wußten das nicht, aber Herr Direktor Hirsch sagt, es ist so, und Herr Direktor Hirsch ist ein ehrenwerter Mann.

Nur eine Bitte; Nächstens möge Herr Direktor Hirsch die Güte haben und seine Interpretation gleich beifügen; er kennt ja auch den Sinn von: „Vor einen Blinden sollst du keinen Stein legen.“ Und wie leicht wäre dieser „Stein“ sogar liegen geblieben, wenn wir geschwiegen, oder wenn dem Herrn Direktor Hirsch nicht durch Zufall (?) „ein Korrespondenzartikel in Nr. 48 der „Isr. Wochenschrift“ zu Gesicht gekommen wäre!“ Er sagt es ja selbst in der von dem Korrespondenten der vorigen Nummer weggelassenen Einleitung seiner Verteidigung: dieser Korrespondenzartikel sei ihm „zu

Gesicht gekommen!!" Herr Direktor Hirsch ist nämlich — obgleich er für den „Israelit" schreibt — eine so vornehme Natur, daß ihm selbst ein Blatt, gegen welches er schon 15, sage und schreibe fünfzehn polemische Artikel veröffentlicht hat, nur so zufällig „zu Gesicht kommt". Wie dankbar müssen wir diesem freundlichen Zufall sein! Sonst hätte die Welt nie die unschätzbar wertvolle Erklärung bekommen: Eine Kanzel ist eine Kanzel, „Gottesgesetz" ist Orthodoxie, ist „Wiederherstellung eines jüdischen Staates in Palästina"; „Abfall vom Gottesgesetze" ist: seine Kinder in eine Religionsschule, die nicht unter der Firma der Orthodoxie eingetragen ist, hebräischen und Religionsunterricht nehmen lassen! — Wir sind Herrn Direktor Hirsch für diese Erklärung sehr dankbar, nun wissen wir es doch, nun haben wir es schwarz auf weiß. In diesem Punkte, in der Definition von „Gottesgesetz" und „Abfall vom Gottesgesetze" hat Herr Direktor Hirsch wirklich gesagt, was er in tiefster Seele meint, — vielleicht mit größerer Offenheit, als es ihm jetzt lieb sein wird.

Gemeindebilder.

Das Schulwesen in Kurhessen.

Zu denjenigen Staaten Deutschlands, die am frühesten dem jüdischen Schulwesen ihre Füsorge zuwandten, gehörte auch der nun bereits schon über 30 Jahre aufgelöste Kurstaat. Die Geschichte des jüdischen Schulwesens in Hessen ist so alt, wie die Emanzipation der Israeliten selbst. „Sie ist vollständig mit der bürgerlichen und politischen Gleichstellung derselben verflochten, denn mit dem Eingehen in deutschen Geist, in deutsche Bildung und Gesittung vergalten die Juden denjenigen, welche ihnen liebevoll als Mitbürgern die Hand gereicht hatten. Es ist durchaus bei der Gründung des Seminars in Kassel und des israelitischen Volksschulwesens kein anderer Gedanke maßgebend gewesen als nur der einzige: die Anforderung des väterlichen Glaubens mit den Forderungen deutscher Bildung und Sitte in Uebereinstimmung zu bringen." So sagt Dr. Stein in dem Bericht über seine 25jährige Amtsthätigkeit.

Das öffentliche jüdische Volksschulwesen in Hessen basiert hauptsächlich auf § 12 der Verordnung vom 30. Dezember 1823, welcher lautet: Die jüdischen Glaubensgenossen sind verbunden, ihre Kinder in die öffentlichen Schulen ihres Wohnortes zu schicken. Es steht jedoch den Juden eines Ortes oder mehrerer benachbarter Orte frei, eine eigene öffentliche nur mit geprüften Lehrern gehörig zu besetzende Schule, unter Aufsicht des Vorsteher-Amtes, sowie des Kreisrates und unter der Leitung der Regierung, mit der Genehmigung unseres Ministeriums des Innern einzurichten u. s. w." — Auf Grund des vorstehenden Paragraphen bestehen noch heute im diesseitigen Bezirke etwa 80 öffentliche einklassige Volksschulen.

Wenn auch zur Zeit, als der Zuzug nach den Städten epidemisch auftrat, eine Anzahl kleiner jüdischer Schulen aufgelöst wurde, so dürfte doch gegenwärtig der Bestand der jüdischen Schulen gesichert sein. Die jüdische Volksschule in Hessen hat sich sehr viele Freunde erworben, und nicht wenig Aufregung bemächtigte sich der Gemeinden, deren Schulen vor einigen Jahren wegen allzu geringer Schülerzahl aufgelöst werden sollten; nur den Bemühungen der Vorsteherämter, deren es vier giebt und welchen eine Mitaufsicht eingeräumt ist, ist es gelungen, daß jener Beschluß nicht ausgeführt wurde.

Nicht nur die profanen Unterrichtsgegenstände, sondern auch ganz besonders der Religionsunterricht findet in diesen Schulen seine Pflege, und wird solches von den Rabbinern, denen die Beaufsichtigung der religiösen Belehrung der Jugend unterstellt ist, unumwunden eingeräumt, was auch ganz selbstverständlich ist und in den bestehenden Verhältnissen seine Begründung findet.

Aber auch in anderer Beziehung hat die jüdische Volksschule eine sehr zu schätzende Bedeutung. Es wohnen nämlich in Hessen verhältnismäßig viele Israeliten auf dem Lande und auch in solchen Ortschaften, in denen nur ein christlicher Lehrer amtiert. Befindet sich nun an einem Orte keine jüdische Schule (was jedoch zu den Ausnahmen gehört), so erhält die israelitische Schuljugend in vielen Fällen oft nicht mehr als täglich 2 Stunden Unterricht in den weltlichen Gegenständen, indem bei Ueberfüllung der Schulklasse die sogenannte Halbtagsschule eingeführt ist. Die jüdische Elementarschule in Hessen ist mithin ein Segen für das Judentum, in anderen Landesteilen wird es wohl auch so sein. Unbegreiflich ist es deshalb, wie Herr Lion Wolff in seinem Artikel „Konfessionell-jüdische Volksschulen" schreiben kann: „Alle noch bestehenden jüdischen Elementarschulen werden allmählich aufgelöst und alljährlich verringert, und wahrlich nicht zum Schaden des Judentums und der jüdischen Religion". Das ist nichts weiter als ein Verkennen der ganzen Sachlage.

Die Besoldung der Elementarlehrer in Hessen ist analog der ihrer christlichen Kollegen, und gelangt das Besoldungsgesetz zur Annahme, so hat selbst der Lehrer in der kleinsten Gemeinde voraussichtlich ein Gehalt von 1100 Mk., das sich mit den Alterszulagen auf 2000 Mk. nebst freier Wohnung steigert. Zur Aufbringung des Grundgehalts erhalten die Gemeinden einen Zuschuß von 500 Mk., der sich in einzelnen Fällen mit den Subventionen, welche verschiedenen Gemeinden der vormaligen Provinz Niederhessen aus der Vorsteheramtskasse zu Kassel erhalten, sogar auf 800 Mk. erhöht.

Ob das Schulwesen in Hessen ebenso geregelt und die Besoldung der Lehrer so geordnet wäre, wenn die öffentliche Elementarschule nicht bestände? Die Beantwortung dieser Frage bleibe dem geneigten Leser überlassen. — Ueber die Besetzung der Stellen behalten wir uns vor, ein anderes Mal einiges mitzuteilen.

W. Lotheim.

Frau Furtado-Heine.

Paris, 20. Dezember.

Die Weltverbesserer werden noch lange zu klagen haben. Die Aussichten auf die schnelle Verwirklichung ihrer Ideale sind wahrlich sehr gering, und noch mancher Tropfen Wasser wird ins Meer fließen, ehe der Sieg über den Egoismus, den

sie anklagen, wird verkündigt werden können. Von Zeit zu Zeit gefällt es indes der Natur, eine jener Bildungen ins Leben zu werfen, deren Anblick jene Versöhnung vermittelt, die die Moralisten, wenn auch nicht immer persönlich anstreben, so doch wenigstens predigen. Paris besaß eine dieser Bildungen, die aus dem Gesichtskreise der Lebenden zwar persönlich verschwunden ist, deren Andenken aber nicht vergehen kann.

Auf dem Schlosse Roquencourt hat man am 13. d. Mts. Frau Furtado-Heine begraben, die in dem ehrwürdigen Alter der Siebziger heimgegangen ist, nach einem Leben, das gesegnet war für Andere, ihr selbst aber Trübseligkeiten und Kummer nicht erspart hat. In ihr ist eine jener Wohlthäterinnen der Menschheit, eine jener Personen abberufen, deren Glück einzig darin bestand, das Glück Anderer zu begründen, eine Frau, deren Herz um so bewunderungswürdiger ist, als es ihr an Schlägen, die es hätten verhärten können, nicht fehlte. Frau Furtado-Heine besaß ein Vermögen von etwa zweihundert Millionen, ein Vermögen, das sie dem Neide, der Mißgunst, dem Hasse besonders aussetzte. Die Wut gegen den Besitz hat sich vor ihrem Namen nicht gekühlt, und die harten Worte, die man gegen die Reichen schleuderte, überflogen die hohen, epheuumrankten Gitter, die den mächtigen Garten ihres Palastes in der Rue Moncreau von der Straße abschlossen. Frau Furtado-Heine hatte schweren Familienkummer, ihr Gatte starb früh, eine Tochter endete ihr Leben durch Selbstmord, indem sie sich ertränkte. Frau Furtado-Heine war überdies Jüdin. Das Letzte ist das Schlimmste von den dreien. . . . . Die Hetzereien einer weniger durch verschwiegene Moral, als durch geräuschvolle Skandalsucht sich auszeichnende Gesellschaft, die Niederträchtigkeiten der Drumont und Morés sind an ihr nicht vorübergegangen. Sie hat ihrer Abstammung den Zoll gezahlt, und die Frau, vor deren Güte und Seelengröße sich jeder, dem Menschlichkeit und Wohlthun noch nicht allen Sinnes bare Worte geworden sind, bis an die Erde verneigte, sie durfte zu den ihr beschiedenen reichen Ehren als die höchsten die Schmähungen rechnen, mit denen sie seiner Zeit von den Antisemiten beworfen wurde.

Angesichts der großen, imposanten Kundgebungen der letzten Tage scheint man in den sogenannten nationalen Kreisen einen Begriff von der Schande bekommen zu haben, mit der man sich bedeckte dadurch, daß man eines der edelsten Herzen kränkte, die je geschlagen haben. Die blöden Hassesrufe sind verschollen, und einmütig steigt die Klage auf um diejenige, die die Stätte ihrer gesegneten Thätigkeit hat verlassen müssen. Die Trauergedanken der achttausend Menschen, die dem Sarge der Frau Furtado-Heine folgten, wurden durch keinen Mißton gestört, und alle Parteien senkten ihre Fahne auf Halbmast zum Zeichen, daß man Großes zu beweinen habe. Die Verstorbene hat endlich die alten Vorurteile besiegt, und gerade ihr Patriotismus ist es, der den Ausgangspunkt für die Erwägungen bildet, die ihr Scheiden hervorruft. Französin geworden, hat sie ihrem Vaterlande die Pflichten überreich erfüllt, die es von ihr verlangen konnte, und eine Reihe großartigster, gemeinnütziger Stiftungen wird ihren Namen als den einer der größten Bürgerinnen ihres Staates erhalten. Sie konnte sie beim besten Willen nicht verbergen. Es hat nicht an ihr gelegen, daß man von ihnen erfuhr. Und wenn man ihr das Offizierkreuz der Ehrenlegion verlieh, so hat jener Orden hierdurch nur sich selbst geehrt. Man gab ihr die Auszeichnung für das, was man sah, weil es sich durchaus nicht verheimlichen ließ. Für das, was man nicht sah, begnügte sie sich mit dem stillen Bewußtsein der guten That. Ihre öffentlichen Stiftungen waren gewissermaßen die Tropfen, die das Maß ihres Wohlthuns überlaufen ließen. Die ganze große Masse, mit der es bis dahin angefüllt war, kannten nur die, die als Empfänger einen Einblick hatten. Und wenn die höchsten Behörden des Staates teils persönlich, teils vertretungsweise sich an dem Leichenbegängnisse beteiligten, so hatten sie in den Tausenden, die der Verstorbenen den letzten Dank nachrufen wollten, ein Geleit, dessen Erhabenheit noch größer erscheint, weil keine einzige Einladung ergangen, weil eine große Feierlichkeit nicht zu erwarten war. Auf den gespendeten Kränzen von Riesengröße sah man mehr als einen liegen, der vielleicht mit den letzten Groschen des dankbaren Gebers erstanden war. Die Bauern der Umgegend von Roquencourt und die Arbeiter und Arbeiterinnen von Paris warfen gemeinsam die letzten Blumen des späten Jahres auf das Grab der Frau, deren milde Hand stets offen war für die Mühseligen und Beladenen. Die Armen und Bedrängten gaben den Ton der Trauer an, und tausendfache Thränen spiegelten die Strahlen der Wintersonne wieder, die der Toten die letzten Scheidegrüße nachsandte.

Keine Trauerrede! Die Verstorbene hat es so gewollt, und sie hatte Recht. Denn schwungvoller als es irgend eine menschliche Zunge könnte, wurde ihr Lob gesungen von dem dankbaren Trauergeleite, und keine Worte können wiedergeben, was in den stillen Seufzern der Enterbten lag, die ihre Fürsorgerin verloren haben. Großrabbiner Z. Kahn sprach die rituellen Gebete, daß der Mensch wächst wie die Blume auf dem Felde, über die der Wind geht, und sie ist nicht mehr, daß der Herr gegeben, und daß der Herr genommen. Die Umgebung der Heimgegangenen, die sie im Leben mit Liebe getragen, litt keine fremde Hand am Sarge und trug sie auch nach dem Tode — zum Grabe, in dem Frau Furtado-Heine an der Seite ihres Gatten den ewigen Schlaf schläft.

B. C.

Das „modernste" Gebetbuch.

V.

M. Frankfurt a. M., im Dezember.

Wir dürfen noch lange nicht ungeduldig werden, noch ist ein weiter Weg vor uns. Sind wir ja noch nicht einmal mit den fünf „auserwählten" Stücken zu Ende, die „zum Vortrag in deutscher Sprache besonders geeignet" sein sollen.

Das fünfte dieser auserwählten Stücke ist „an Festtagen der auf die Keduschah in Schacharith folgende Teil des Siebengebetes".

Prüfen wir vor allem dieses Stück für die drei Feste. Die Uebersetzung von atto bechartonu lautet bei Dr. Vogelstein folgendermaßen: „Deine Vaterliebe hat einst Israel be-

rufen, Dein Wesen und Deinen Willen zu künden den Geschlechtern der Erde und durch den Wandel im Lichte Deiner Lehre zur Verherrlichung und Heiligung Deines Namens beizutragen." Die Mission Israels ist hier sehr oberflächlich gefaßt. Schon das gekünstelte „künden" zeigt ein Bestreben, nicht alles zu sagen. Der „Wandel im Lichte der Gotteslehre" ist hier als Mittel zum Zweck degradiert. Und das „beizutragen" verrät dieselbe Angst, sich durch ein entschiedenes Wort die Finger zu verbrennen. Aber hier handelt es sich doch um die Berufung, und da ist zu große Schüchternheit ein Verbrechen gegen das Ideal. Wenigstens durfte Herr Dr. Vogelstein den Mut haben, zu sagen: „und zur Verherrlichung und Heiligung Deines Namens im Lichte Deiner Lehre zu wandeln." Damit wäre der Beruf Israels, sich selbst durch die „Lehre" zu erziehen, nicht gar zu sehr gegen die äußere Mission zurückgetreten. Aber freilich, die Selbsterziehung durch die Religion klingt zu schulmeisterlich und eignet sich nicht so zum Vortrage, wie die diplmatisch schillernde äußere Mission. Es geht nichts über einen — — schönen Vortrag; der Vortrag macht des Redners Glück.

Das scheint überhaupt der Grund-Irrtum des Herrn Dr. Vogelstein zu sein: er verwechselt „Predigt" und „Gebet". Er übersieht den ungeheuren Unterschied zwischen Gebet und Predigt. Vieles ist in der Predigt noch gut genug, was im Gebet absolut unzulässig ist. In der Predigt ist noch vieles zulässig, was eben blos „gut genug" ist; im Gebet ist das „Beste" erst gut genug.

Was ist der diesbezügliche Unterschied zwischen Gebet und Predigt?

Der Unterschied ist ein ähnlicher, wie ihn Lessing zwischen Malerei und Poesie konstatiert hat. Das Gemälde ist ein Konstantes, während die Poesie verhallt; darum ist das Häßliche, und ebenso das Unglaubliche, das Triviale ꝛc. von der Malerei absolut auszuschließen, während es in der Poesie, wo es nur einen Augenblick vor der Phantasie vorbeischwebt, in geeigneter Behandlung Verwendung finden kann. —

So ist das Verhältnis zwischen dem Gebet, dem stehenden, liturgischen Gebet, und der Predigt. Die Predigt verträgt auch das Schillernde, die Phrase, die Redensart, die leere Form, das nur relativ Wahre, die dem Zuhörer schmeichelnde diplomatische Ausdrucksweise, und ebenso auch ein gewisses Maß von Trivialität und Geschmacklosigkeit. Hier macht „der Vortrag des Redners Glück", wenn auch freilich hier der „redliche Gewinn" dem „schellenlauten Thor" vorzuziehen ist. Einmal kann man schließlich alles mitanhören. Anders ist es mit dem Gebete: das wird immer und immer wiederholt, das ist gleichsam ein Konstantes, das prägt sich dem Gedächtnis ein, da hat man Zeit, Kritik zu üben: da ist eben nur das Gediegene, das durchaus Wahre, das Natürliche, das Einfache, an sich Wertvolle am Platze. In der Predigt darf man wohl sagen: „zu künden den Geschlechtern der Erde", eine Wiederholung im Gebete verträgt das nicht. Der Prediger darf wohl sagen: wir sind berufen, durch den Wandel im Lichte der Gotteslehre zur Verrherrlichung und Heiligung des göttlichen Namens beizutragen; im Gebet wird bei entsprechender Wiederholung sich das Bewußtsein geltend machen, daß diese Phrase eine Kokette ist, die die unangenehme Wahrheit zu verhüllen sucht und den lüsternen Blicken nur . . . Schminke zeigt. So ist es auch mit den Relativ-Sätzen, von denen wir schon oben sagten, daß sie fürs Gebet gar nicht geeignet sind, während man in der Predigt nichts dagegen einwenden kann. Deß scheint Herr Dr. Vogelstein sich nicht bewußt gewesen zu sein: er scheint einfach Stücke aus seinen Predigten in das Gebetbuch versetzt zu haben, sehr zum Schaden des Gebetbuches, wie wir noch häufig anzumerken Gelegenheit haben werden.*)

Im besonderen sei noch zu unsrer Stelle bemerkt: „im Lichte der Lehre" ist nach den entsprechenden Bibelstellen so viel wie: „im Lichte des Lichts". Die entsprechenden Bibelstellen sind: „Haus Jakob, wir wollen wandeln im Lichte des Ewigen" (Jesaj. 2,5) und „Die Lehre ist ein Licht" (Prov. 6,23). Ist aber das Jesajanische „Licht des Ewigen" auch „die Lehre", so ist, wie gesagt: „Licht der Lehre" eine Tautologie. —

Das folgende Watitten lonu lautet in der Vogelsteinschen Bearbeitung: „Und zur Weihe unseres Gemütes, zur Erinnerung an die wunderbare Hilfe, die Du zu allen Zeiten uns erwiesen, hast Du hehre Festzeiten angeordnet, an denen wir, der alltäglichen Sorgen und Mühen vergessend, einer feierlichen Seelenstimmung teilhaftig werden und unseres höheren Berufes eingedenk sein sollen." Auch hier ist die Hauptsache die eigentliche Thatsache: die Einsetzung der Feste, sehr in den Hintergrund gestellt durch das Raisonnement des Bearbeiters über den Zweck dieser Einsetzung. Und wie gefühlsduselig ist dieses Raisonnement: „zur Weihe unseres Gemütes", „zur Erinnerung an die wunderbare Hilfe . . . zu allen Zeiten", „einer feierlichen Seelenstimmung teilhaftig, unseres höheren Berufes eingedenk"! Das macht sich ja in der Predigt, wenn man ein rationalistisches Publikum vor sich hat, vielleicht ganz gut, aber im Gebet wird dieser Wortschwall ganz unerträglich. Und besonders, wenn der Wortschwall so in den Vordergrund gestellt wird. Man kann ja wohl eine Betrachtung etwa derart anstellen: „Du hast Feteszeiten angeordnet, an welchen unser Gemüt einer höheren Weihe sich öffnet" und dgl. In dieser Form ist es dem Leser klar, daß

*) An dieser Stelle sei angemerkt, was eigentlich selbstverständlich ist, daß unsere Polemik sich an Herrn Dr. Vogelstein adressiert, nicht weil er der Einzige ist, der von ihr betroffen wird, sondern weil er der Lebende ist. Die Gebetbücher von Stein, Geiger und Joel stehen auch nicht auf der Höhe der Forderung, die wir hier im Namen des modernen Menschen an das Vogelsteinsche Gebetbuch zu stellen für unsere Pflicht halten. Und so ist es auch mit dem Vorwalten des Predigt-Tones, von dem keines der bisherigen Gebetbücher frei ist. Warum wir das Vogelsteinsche Gebetbuch zum Ausgangspunkte unserer Darlegungen genommen? Weil, wie gesagt, Dr. Vogelstein der „Lebende" ist, der erwidern, der mich widerlegen kann. Wir werden später auch auf die Gebetbücher von Stein, Geiger und Joel zurückkommen. Sie sind alle nicht frei von den Fehlern, die hier an dem Vogelsteinschen gerügt werden. Namentlich steht das Geigersche, was sprachliche Richtigkeit betrifft, noch weit unter dem Vogelsteinschen. Kein Wunder: es ist ja auch um ein Vierteljahrhundert älter!

er es mit Betrachtungen des Bearbeiters zu thun hat. In der Vogelsteinschen Form: „Und zur Weihe 2c. hast Du 2c." muß man glauben, der hier angegebene Zweck der Feste sei in der heiligen Schrift ausdrücklich zu finden," und man wundert sich eben über die Gefühlsduselei der Mosaischen Lehre. — Soll ich noch darauf hinweisen, wie frostig sich das „teilhaftig" in der Phrase einer „feierlichen Seelenstimmung teilhaftig" ausnimmt.

Dr. Vogelstein fährt fort: „So begehen wir heute, dankerfüllt zu Dir aufblickend, (zugleich mit dem Sabbat, dem wöchentlich wiederkehrenden Ruhetage) 2c." Man meint, es solle ein Steckbrief hinter dem Sabbat erlassen werden, so genau ist er kenntlich gemacht. Sollte man in Westfalen den Sabbat schon so wenig kennen, daß das Signalement: „wöchentlich wiederkehrender Ruhetag" im Gebete notwendig ist? — Nun kommen freie Einlagen des Herrn Dr. Vogelstein für das Peßach-, Wochen-, Hütten- und Schluß-Fest. Das Peßachfest nennt er: „Die Zeit, in der die Natur wieder erwacht und durch Deinen Schöpferhauch sich verjüngt". Was ist denn das für ein „Schöpferhauch?" Psalm 33,6 sagt zwar: „Durch das Wort des Ewigen entstand der Himmel und durch den Hauch seines Mundes sein ganzes Heer". Dort ist der „Hauch Gottes" parallel mit „Wort des Ewigen" und damit identisch. Die Verjüngung der Natur im Frühling ist aber doch keine Schöpfung durch das Wort? — „Auch Israel" — sagt Dr. Vogelstein das. — „hast Du . . . zur Freiheit geführt, damit es . . . in der Erfüllung Deiner Gebote Heil und Frieden finde." Hier ist wieder die Interpretation des Bearbeiters zur Hauptsache und die geschichtliche Thatsache zur Nebensache gemacht. Israel wurde aus Egypten geführt, damit es Gottes Gebote erfülle," das ist biblische Thatsache. Ist denn die Erfüllung der Gottesgebote für Westfalen eine so bittere Pille, daß sie mit dem Zuckerzeug „Heil und Frieden" versüßt werden muß? Weiter: „Wir vertrauen Deiner gnadenreichen Hilfe, daß wir unter dem Schutze gesetzlicher Freiheit allezeit bewahrt bleiben vor jeglicher Anfechtung um unseres Glaubens willen." Dies ist einfach unwahr! Wir wissen im Gegenteil, daß wir trotz unserer freiheitlichen Gesetze noch lange, lange manche Anfechtung erfahren werden um unseres Glaubens willen. Wir hoffen, wir vertrauen nur, daß diese Anfechtungen doch endlich aufhören werden. Wo ist denn überhaupt die gesetzliche Freiheit des Dr. Vogelstein? Wir haben höchstens „freiheitliche Gesetze".

Vom Wochenfeste sagt Dr. Vogelstein: „Hoffnungsvolle Keime verkünden den Segen, den Du (Gott) in der Ernte uns senden wollest". Was ist hier großartiger: die Poesie oder die Logik? „Verkündende Keime" sind wirklich eine Bereicherung der dichterischen Phraseologie. Man denke, Keime, die in der Erde verborgen stecken, einen Segen verkünden hören! Eine Phantasie, die das kann, kann auch das Gras wachsen hören! Und welchen Segen verkünden diese Keime? „Den Segen, den Gott uns senden wolle"! Das ist doch eine wunderbare Prophetengabe dieser Keime, zu verkünden den Segen, von dem wir wünschen, daß Gott ihn senden wolle! Aber diese unglaubliche Logik wird noch überboten durch die Fortsetzung: „Einen noch herrlichern, unvergänglichen Segen gabst Du einst um diese Zeit, ... da Du ihnen Deine Lehre . . . . . offenbartest." Also die Offenbarung ist ein noch herrlicherer Segen, als der von den Keimen verkündete, den Gott uns senden wolle! Welche Logik! Und welcher Geschmack überhaupt, den Segen der Gotteslehre mit dem Segen eines Frühlings in Parallele zu stellen! — Sprachlich ist zu bemerken: „Einen noch herrlichern, unvergänglichen" 2c. muß heißen: „Einen noch herrlichern, einen unvergänglichen" 2c. In demselben Stück läßt Dr. Vogelstein das „Licht der Wahrheit" verleihen und durch das „Licht" das Herz „erwärmen" Man „verleiht" einen Orden, aber keine Wahrheit, und das „Licht" muß man sich schon sehr groß denken, wenn es nicht blos leuchten, sondern auch „erwärmen" soll. Man kann wohl eine „Flamme" neben dem Erwärmen auch leuchten lassen, beim „Licht" neben dem Leuchten auch das „Erwärmen', inbetracht zu ziehen, ist eine fürs Gebet zu große (oder zu kleinliche?) Oekonomie.

Nun kommt wieder eine fürs Gebetbuch zu mangelhafte Logik: „Den Dank für dieses Himmelsgeschenk wollen wir dadurch bekunden, daß wir den teuren Schatz, das uns anvertraute Kleinod Deines Gotteswortes treu hüten und als heiliges Erbteil unversehrt unseren Kindern und Kindeskindern übergeben." Ist es nicht zu viel Dank? Weil unsere Väter ein „Himmelsgeschenk" bekommen, sollen wir in alle Ewigkeit unsere Kinder 2c. in die Ketten dieses Geschenkes schmieden? Eine thörichte Frage, nicht wahr? Die Gotteslehre ist auch für unsere Kinder das wertvollste Geschenk, es ist für sie „ein Baum des Lebens". Gewiß! Aber dann vererben wir die Gotteslehre nicht, um „unsern Dank zu bekunden", sondern aus Elternliebe. Vererbt man etwa ein gutes Rezept, um dem Arzt seinen Dank zu bekunden? Dazu kommt, daß Gott gegenüber ein „Bekunden" des Dankes eine gedankenlose Aeußerlichkeit ist. Schon einem großen irdischen Wohlthäter gegenüber wäre der Ausdruck „bekunden" zu geschäftlich. Auch ist der Ausdruck: „Dein Gotteswort" eine Gott gegenüber deplazierte Schmeichelei. Diese ist wohl einem Fürsten gegenüber noch immer am Platze in „Dein Königswort" 2c. Der Fürst ist ein Mensch und es thut ihm wohl, an seine Würde erinnert zu sein. Aber Gott?

Das Hüttenfest nennt Dr. Vogelstein „die Zeit der Freude ob der Gnade, die Du durch den Erntesegen uns erwiesen". „Freude über den Erntesegen, den Du in Deiner Gnade uns erwiesen", entspräche mehr dem wirklichen Verhältnis zwischen: Freude, Erntesegen und Gnade. Ferner sagt er: „Du hast der Erde ihren Ertrag entlockt" — das „Entlocken" von Gott aussagen, beweist, obgleich es Geiger auch hat, ebenso viel Geschmack, wie der „fürsorgende Schutz" das. Sehr platt ist das Gebet das.: „So wollest Du . . . Deine milde Hand öffnen, um uns zu nähren und uns vor Mangel zu behüten". Unverständlich ist der Schluß: „wollest in der Hütte Deines Friedens uns bergen, bis wir nach Deinem ewigen Willen eingehen in das Reich des ewigen Friedens": — welche „Hütte des Friedens" ist da gemeint? Die szukkass scholaum des Abendgebetes ist die Messias-Zeit. Soll das blos eine Ausschmückung des „Friedens" sein, so ist der „Frieden" sehr durch die „Hütte"

in Schatten gestellt, freilich hat Geiger noch unrichtiger und geschmackloser: „Lehmhütte des Körpers". —

Das „Schlußfest" nennt Vogelstein „die Zeit der Freude ob der reichen Anregungen, die Du uns geboten durch die nunmehr zu Ende gehenden heiligen Feiertage". Na, die Freude am Schemini Azereß „ob der reichen Anregungen" wird auch in Westfalen eine sehr mäßige und durch die Länge der Feste vom 1. bis 22. Tischri ziemlich beeinträchtigte sein. Die „Freude" des hebräischen Textes hat einen natürlichen Grund: die Rückkehr in die Heimat aus Jerusalem. Warum nicht einfacher und wahrhaftiger: die Zeit, in welcher wir freudig die reichen Anregungen sammeln sollen, die uns die nun zu Ende gehenden Feiertage geboten." Das Vogelsteinsche „ob" und „durch" und „heiligen" wird niemand als Verlust beklagen. — Er sagt ferner im Anschluß an Geiger: „Bald tritt der Winter ein und wir ziehen uns zurück in das sichere Haus, das wir Deinem treuen Schutze empfehlen." Das entspricht auch nicht unseren Verhältnissen, weder kampieren wir im Sommer im Freien, noch spielt das Haus im Winter eine größere Rolle als im Sommer. Wer im Sommer die Alpen besteigt, geht im Winter in Konzert, Theater, Maskenball ꝛc. Und Gottes „treuen Schutz" braucht das Haus im Sommer nötiger als im Winter, denn Blitz, Wolkenbruch, Cyklon ꝛc. sind Bescherungen des Sommers. — Statt der Relativ-Sätze: wir flehen . . . Dich an, daß Du dem Werke unserer Hände Förderung und Gedeihen geben wollest, damit wir auch in der harten Winterzeit vor Mangel behütet bleiben", wäre auch die direkte Anrede bessere Gebetsprache: „wir flehen . . . Dich an, gieb Förderung ꝛc., laß uns auch in der harten Winterzeit" ꝛc

Nun betreten wir wieder „heiligen Boden" der traditionellen Gebete. Für das Jaale wejowau sollen wir nach Dr. Vogelstein beten: „Möge an diesem Tage des Peßachfestes ꝛc. vor Deinen erhabenen Thron kommen unser Andenken und unser Geschick, daß Du in Huld und Gnade Dich unser annimmst, Heil und Frieden unser Teil sei." — Soll das ein zum Vortrag besonders geeignetes Deutsch sein? Abgesehen von dem grammatischen Fehler „annimmst" statt „annehmest". Von derselben Güte ist das folgende: „Gedenke unser an ihm zum Guten, bedenke uns an ihm zum Segen, erfreue uns an ihm mit lebenspendender Hilfe". Das ist zumteil Jüdisch-Deutsch, zumteil gar kein Deutsch. „Zum Guten gedenken" und dergl. ist eine spezifisch hebräische Phrase, die der Deutsche umschreiben muß in: „gedenke unser, o Gott, und beschließe Gutes, Segen, Leben ꝛc. über uns". Die „lebenspendende Hilfe" gehört in eine Tertianer-Stilblüten-Sammlung, obgleich sie Joel entnommen ist.

In Wehaszienu spricht Vogelstein von einem „Festessegen, den Du (Gott) uns verheißen". Wo steht diese Verheißung? Ferner: „gieb uns unser volles Teil an Deiner Lehre" — obgleich dies nur eine Variation vou „lieblich Teil" bei Joel ist, so ist es doch ebensowenig wie dieses ein „liebliches" Deutsch. „Sättige uns von Deinem Gute" — von welchem? „Mache, o Herr, Deinen Sabbat und Deine heiligen Feste Deinen Verehrern zum reinen Lebensgenusse . . . . Gepriesen seist Du, Gott, der seine beseligende Weihe ausgießt über den Sabbat, über Israel und die Festzeiten". Für den modernen Beter ist das leerer Wortschwall, der niemals das Herz ergreifen kann. — —

Wochen-Chronik.

— Ueber die Vorstandswahl in Berlin ist unsre hiesige Kollegin ungehalten, wiewohl sie einleitend bemerkt, daß sie mit den Neuwahlen im ganzen einverstanden sei, „da die Gewählten bis auf einen durchaus liberal seien, die sehr energisch protestieren würden, wenn man sie als Vertreter der konservativen Partei hinstellen würde u. s. w." Diese von dem Blatte frei aufgestellte These nimmt es selbst sogleich als Thatsachen an und frägt, indem es sich auf — sich beruft, ganz naiv: Wenn dem nun so ist — wozu dann eine Neuwahl, da die alten Vorsteher noch gut erhalten waren? Wir wollen die Akten über die Berliner Wahlen endlich schließen und beschränken uns auf eine kurze Erwiderung: Selbst wenn unsre Kollegin mit ihrer These recht hätte, so würde sie unrecht haben. Es hat sich bei den hiesigen Gemeindewahlen nicht um den Gegensatz zwischen „konservativ" und „liberal" gehandelt, sondern es galt, mit einem alten, veralteten System, das unser Gemeindeleben schier vernichtet hat, aufzuräumen. Die Neugewählten sind als Gegner des alten Systems gewählt worden, wie ihre Vorgänger als dessen Anhänger gefallen sind. Das wiederholen wir heute zum hundertsten und letzten Male.

— „Herostrat, Propaganda egoistischer Opposition", nennt der weniger aus seiner Thätigkeit an der antisemitischen „Deutschen Zeitung" als durch den Leckert-Lützow-Prozeß bekannt gewordene M. F. Sebaldt ein neues „Blatt", das er in zwanglosen „Heften" à 4 Seiten und 10 Pfennig erscheinen läßt. Nach dem uns vorliegenden ersten „Heft" zu urteilen, wird Herr Maximilian Ferdinand Sebaldt sein antikes Vorbild nicht erreichen. Herostrat hat ein Dorf verbrannt, Herr Sebaldt wird sich blos die Finger verbrennen.

— Die Juden als Soldaten. Das Komitee zur Abwehr antisemitischer Angriffe in Berlin hat darüber im Verlage von Siegfried Cronbach ein 167 Seiten enthaltendes Quartheft erscheinen lassen, welchem unter anderm beigefügt sind Listen von 125 jüdischen Soldaten aus den Feldzügen von 1813/15, Verzeichnisse der an Juden verliehenen Eisernen Kreuze und der Toten und Verwundeten jüdischer Konfession aus diesen Kriegen, ferner eine Liste von 67 jüdischen Soldaten aus den Revolutionskämpfen des Jahres 1848 sowie aus den Kämpfen in Schleswig-Holstein, eine Liste von 94 jüdischen Soldaten aus dem Feldzuge 1864, von 1025 jüdischen Soldaten aus dem Feldzuge von 1866, von 4492 desgleichen aus dem Feldzuge 1870/71, eine Liste von 1101 jüdischen Gemeinden, aus denen Mitglieder an diesem Feldzuge teilgenommen haben, von 448 jüdischen Soldaten, welche im Feldzuge 1870/71 verwundet oder getötet worden sind, endlich eine Liste von 773 jüdischen Soldaten, welche 1870/71 das Eiserne Kreuz oder die entsprechenden militärischen Auszeichnungen der anderen deutschen Bundesstaaten erhalten haben. Ferner sind abgedruckt Aeußerungen des Fürsten Hardenberg an den Grafen Grote, ein Artikel des „Militärwochenblatt" über die

jüdischen Soldaten in der preußischen Armee 1813/15, eine Denkschrift des preußischen Ministers des Innern über die Ausdehnung der Militärpflicht der Juden aus den Jahren 1847 sowie eine Anzahl Miscellen aus den Kriegen von 1866 und 1870/71. Endlich ist Auskunft gegeben über die Militärverhältnisse der Juden in anderen Staaten. Die Blätter des Buches sollen nach der Vorrede sein „ein schlichtes Zeugnis, daß unsere Glaubensgenossen gegen das deutsche Vaterland als Soldaten im Felde schlecht und recht gedient haben wie jeder Deutsche, der ein gesundes Herz in der Brust hat. Und das Bewußtsein, so in der Vergangenheit gehandelt zu haben, wird auch eine anspornende Bürgschaft für die Zukunft sein. Schreiten wir auf der gleichen Bahn wie frühere Generationen fort, so muß auch der Zeitpunkt kommen, wo jene Schranken fallen, die es dem Juden, der sich dazu berufen fühlt, unmöglich machen, bleibend dem Vaterlande als Soldat und Offizier zu dienen, ja, die es verhindern, daß er überhaupt nur Offizier im Frieden werden kann, während man es ihm doch gestattete, in der entscheidenden Stunde der Gefahr seine Landsleute als Offizier gegen den Feind zu führen. Auch solche Widersprüche werden dann einmal verschwinden."

— **Die Juden in den Großstädten.** Es ist rührend, wie sorgfältig unsere Gegner sich mit der Statistik inbezug auf uns Juden beschäftigen. Hatte ihnen die Thatsache, daß die Juden in Deutschland prozentualiter viel, viel weniger Zuwachs zu verzeichnen haben, als die Christen, Freude bereitet, so verursacht ihnen die Wahrnehmung, daß der Zug der Juden nach den großen Städten im Wachsen sei, Kopfschmerzen. Sie heben die 18 Städte Preußens, die 100 000 und mehr Einwohner zählen, heraus und gewinnen folgendes Bild:

Es lebten Juden in:	1890:	1895:	
Berlin	79 286	86 152	+ 6 866
Breslau	17 754	18 449	+ 695
Köln a. Rh.	6 859	7 932	+ 1 073
Frankfurt a. M.	17 426	19 488	+ 2 062
Magdeburg,	2 090	2 006	— 84
Hannover	3 933	4 151	+ 218
Düsseldorf	1 401	1 780	+ 379
Königsberg i. Pr.	4 008	4 076	+ 68
Altona	2 109	2 209	+ 100
Stettin	2 582	2 850	+ 268
Elberfeld	1 378	1 492	+ 114
Charlottenburg	1 475	4 687	+ 3 212
Barmen	416	500	+ 84
Danzig	2 535	2 474	— 61
Halle a. S.	919	1 046	+ 127
Dortmund	1 306	1 566	+ 260
Aachen	1 334	1 342	+ 8
Krefeld	1 992	1 910	— 42
18 preußische Großstädte	148 803	164 110	+ 15 307
Preußen überhaupt	372 059	379 716	+ 7 657

Diese Erscheinung ist nicht auffallend und leicht zu erklären: In den Großstädten sind die Juden in ihrem Erwerbsleben vor Geschäftsantisemiten und im bürgerlichen vor Radauantisemiten mehr geschützt, als an kleinen Plätzen; daher der Zug nach der Großstadt.

— **Noch etwas vom Zickzackkurs in Rußland.** Aus Petersburg erhalten wir eine Reihe von Nachrichten, die die schwankende Haltung der russischen Regierung in Sachen „Judenfrage" am besten kennzeichnen. Die eine Nachricht lautet: Die in der Ansässigkeitssphäre domizilierenden Landbesitzer jüdischer Abstammung sollen zur Vergrößerung ihrer Acker- und Gartenwirtschaften Landanteile erhalten. — Die zweite: Der Senat entschied eine für Handwerker wichtige Frage, indem er die Forderung der Handwerksämter, nach welcher jüdische Handwerker einen Lehrbrief beibringen müssen, als der gesetzlichen Begründung entbehrend umstieß. Die jüdischen Handwerker haben bekanntlich außer den Attestaten von den Handwerksämtern über ihre Meisterschaft bei einer eventuellen Uebersiedelung in eine andere Stadt ein Examen in ihrem Fache bei den betreffenden Handwerksämtern abzulegen — die geforderten Lehrbriefe sind mithin überflüssig. — Eine dritte besagt: An den Mittelschulen und Universitäten mit alleiniger Ausnahme der Universität Jurjeff, welche durch die Abnahme der Zahl der deutschen Studenten sehr gelitten hat, dürfen jüdische Schüler und Studenten nur bis zu einem gewissen Prozentsatze aufgenommen werden. Da sich trotzdem in den höheren Lehranstalten noch zu viel jüdische Schüler befanden, muß nach einem neuerlichen Erlaß des Ministers der Volksaufklärung das Prozent-Verhältnis der Zahl jüdischer Schüler, welche in die mittleren Lehranstalten eintreten, nicht nach der Anzahl der neueintretenden Schüler, sondern von der Gesamtzahl der in der betr. Schule befindlichen berechnet werden.

Feuilleton.

Das große Sterben.

Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

Drunten auf dem Flur, der durch das aus der Küche fallende Licht erhellt war, nahm sie den Augenblick wahr, in dem die Mägde sich abgewandt, und schlüpfte hurtig wie ein Schatten in ihrer dunklen Gewandung hinüber; dann erreichte sie die stille Gasse und eilte der Richtung, in der das Thor lag, zu.

Es war schon spät, doch aus allen Häusern fiel noch ein matter Schein. Hie und da unterbrach ein verwimmerndes Geschrei die Ruhe. Tamar ging schnell, in wenig Minuten erreichte sie das Ende des Judenquartiers. Das Thor lag schweigsam vor ihr; nur aus dem Häuschen des Wächters schimmerte ein Licht und sie schritt eilig darauf zu. Sie glaubte, das Gitter sei geöffnet; „auch bei Nacht," murmelte sie freudig; doch wie sie hinantrat, war es fest verschlossen unbeweglich wie immer. So hatte 24 Stunden zuvor der, den sie suchte, vor dem Thor gestanden und mit krampfhaften Fingern daran gerüttelt, und die Angst der Verzweiflung stieg ihr zu Haupt wie ihm. Sie wußte, daß es unmöglich war, vor Sonnenaufgang Austritt zu erlangen, sie kannte den alten Marchaboth, dem die Aufsicht anvertraut war, und seine zähe, jüdische Unbeugsamkeit in Ausübung seiner Pflicht. Doch zugleich gedachte sie, daß ihr Bruder hindurch gekommen war, hindurchgekommen, um von ihr das Verderben zu wenden,

und sie fühlte, daß sie Kraft und Mut besitze, wie er, um ihn zu retten. Er mußte das Thor erklettert, die zackigen Gitterspitzen überstiegen haben, und sie hob sich an den Eisenstäben empor. Die Haut an ihren zarten Fingern zerschnitt, es kümmerte sie nicht, und sie umklammerte gewandt das kalte Metall und zog den biegsamen Körper nach. Doch ihre langen Kleider hinderten sie; endlich erlahmte ihre Kraft und sie fiel auf den Boden zurück. Ermattet starrte sie auf das Thor, das zwischen ihr und ihrer Hoffnung, der Todesangst ihres Herzens lag, da kamen die gleichmäßigen Fußtritte wieder durch die Judengasse herauf, die sie vorhin aus ihrem Fenster vernommen. Plötzlich schoß es ihr durch den Kopf, „auch in der Nacht", sagte sie, „doch nicht die Lebendigen, nur die Toten kommen hindurch."

Mit hastigem Entschluß verbarg sie sich in dem Schatten des massiven, steinernen Thorpfeilers. Die Schritte kamen näher, die Träger setzten ihre Last ab und einer von ihnen pochte an die Thür des Wächters. Der alte Marchaboth kam mit dem klirrenden Schlüsselbund und der Laterne hervor und trat an die Bahre.

„Wen bringt ihr fort?" fragte er. Seine Stimme klang müd' und gleichgültig, von der Häufigkeit dieser Frage abgestumpft.

„Es ist Abigail, das Weib des Jether," antwortete der Träger, „sie ist gestorben mit dem Kinde unter dem Herzen, da die weise Frau zu ihr kam, um ihr zu helfen in ihrer Stunde."

Der Wächter schlug das Bahrtuch zurück und beleuchtete das regungslose Gesicht der toten Mutter. „Es ist gut, daß das Kind ist gestorben mit ihr," sagte er, düster sich gegen das Thor wendend; es ist die siebenundvierzigste Leiche, welche ich heute —"

Doch ein Schrei unterbrach ihn und ein weiblicher Körper rollte zu seinen Füßen. Er bückte sich nieder und betastete den Leib, der ohne Bewegung vor ihm am Boden lag, dann leuchtete er hinab.

„Es ist die Tochter des alten Kaleb, die schöne Tamar, murmelte er. „Sie ist geflohen aus ihrem reichen Hause in der Todesangst auf die Gasse und hat sich verborgen in der Finsternis, aber es hat sie gesehen das Auge der Pest und sie ist tot. Nehmt sie mit —"

„Ihr Körper ist noch warm," sagte der Träger, der das Mädchen aufhob und zu der Leiche der Mutter auf der breiten Bahre legte, „und er zuckt noch, als ob er lebte —"

„Es ist die achtundvierzigste Leiche, welcher ich heute offen mache das Thor," setzte Mardechai monoton hinzu, „und es ist keine wiedergekommen, aber ihr werdet mir noch manche bringen, eh' daß die Sonne wiederkommt."

Und das Gitter klirrte und öffnete sich vor den hindurchschreitenden Trägern und schloß sich kreischend hinter ihnen zu.

Besinnungslos lag die schöne Tamar auf der Bahre. Sie hatte Abigail gekannt, das Weib des Jether, und an ihrem Bett gesessen am Tage zuvor und gehört, wie sie lachte und von dem Kinde sprach, dessen Anblick sie erharrte. Und die Tochter Kalebs schrie auf, ohne es zu wollen, als sie das tote Weib sah, und ein Schauder durchlief ihre Glieder, als sie der Träger faßte und hinwarf auf den kalten, hoffnungsvollen Leib der Mutter. Eng zusammengedrückt lag sie an der Leiche, deren eisiger Körper den ihren durchfröstelte, sie war wie betäubt und regte sich nicht; nur ihre Phantasie schweifte irr umher und beschwor furchtbare Gebilde vor ihren Sinnen herauf. Aus allen blickte Hellems Gesicht und starrte sie an mit leblosem, gläsernen Blick. Allmählich rief die Bewegung der Träger sie wieder zum Bewußtsein und weckte den Gedanken an den Zweck, den sie verfolgte, dessen Beginn sie fast besinnungslos ausgeführt.

„Der Tod ist schwer," sagte der vordere von den Trägern, „und der Schweiß fließt mir in die Augen."

Der Andere bejahte; „und sie hat doch nichts mitnehmen können von dem Golde ihres Vaters," setzte er hinzu, „es ist das Kind, das nicht hat Leben bekommen, und hat so schwer im Tode gemacht das Herz des Weibes, das nicht Mutter heißen kann in ihrer Sippe und auf ihrem Grabstein."

Sie ließen die Bahre nieder und rasteten.

„Sie wird nicht haben einen Grabstein mit ihrem Kinde," entgegnete der Erstere, „sie wird mit den Anderen geworfen werden in die Grube —"

Er brach ab, denn ihm war, als habe sich etwas auf der Bahre, von der sie zurückgetreten, bewegt. Auf der Gasse war es totenfinster. Die Häuser, neben denen sie standen, lagen in schweigsamem Dunkel. Er horchte einen Augenblick, doch das Geräusch war wieder verstummt, nur ein leiser Fußtritt glitt auf der anderen Seite der Straße entlang.

„Wir müssen eilen," mahnte sein Gefährte, und sie hoben ihre Last wieder auf. „Mich dünkt, die Bahre ist leichter geworden," fügte er bei, „haben wir Eine verloren?"

„Dann können die Christen sie mitnehmen, wenn sie morgen früh ihre Leichen vor den Thüren zusammenkehren," erwiderte der Andere mit gedämpfter Stimme, „tot ist tot, ob ein Kadosch darüber gesungen, oder Weihwasser gesprengt; und wer findet bei Nacht?"

Sie verdoppelten ihre Schnelligkeit und wanderten hallenden Schrittes die Straße hinunter.

Doch diejenige, die sie tot und verloren glaubten, war ihnen weit voraufgeeilt und flog noch geschwinder als sie durch die Gassen. Die unheimliche Ruhe auf der Bahre hatte ihre Aufregung vermehrt; der grause Gedanke des Todes, der nie an ihr junges Leben hinangetreten, den sie plötzlich in den warmen Gliedern empfunden, verfolgte sie und beflügelte ihre Schritte. Sie wußte den Weg zum Spital der Christen nicht genau und irrte in der Finsternis ratlos aus einer Gasse in die andere. Dann hörte sie Stimmen hinter sich im Dunkel und bog rasch um eine Ecke. Geblendet fuhr sie von den Lichtstrahlen zurück, die plötzlich aus der tiefen Nacht in ihr Auge trafen; sie wollte umwenden, doch auch hinter ihr ertönten die Schritte näher und sie drückte sich in den Schatten einer Vertiefung des Gemäuers, um die herannahenden Nachtwandler vorüberziehen zu lassen.

Es war ein phantastisches Bild, das sich auf sie zu bewegte und sonderbar grelle Farbentöne durcheinander mischte. Fackelglanz umströmte die bacchantisch ausgelassene Gruppe und warf blutrote Lichter auf die berauschten Gesichter der jungen Männer, die um einen von gedungenen Trägern mühsam

geschleppten Sarg tanzten und trunkene Bewegungen machten. Ein starker Weindunst zog ihnen vorauf und wogte, fast Uebelkeit erregend, mit ihnen durch die Gasse, die der Zug beinahe in ihrer ganzen Breite einnahm. Als Anführer desselben fungierte ein noch junger Mann mit häßlichen, durch die Trunkenheit noch widerwärtiger entstellten Zügen. Er ging barhaupt und trug einen Nelkenkranz auf dem fuchsroten Haar; auch sein Körper war mit starkriechenden Blumen bedeckt und sein langer Raufdegen, den er entblößt in der Rechten hielt, wie ein Thyrsusstab mit Epheu und Weinlaub umwunden. Geschrei und Gelächter erfüllte die Gasse; jeder sang oder brüllte auf eigene Hand vor sich hin und führte ab und zu mit dem Schwert einen Streich auf den Sarg, daß es schauerlich, wie dumpfe Akkordbegleitung des Todes, aus der Tiefe heraufdröhnte.

Der Anführer drehte sich jetzt um und rief: „Halt!“

„Eine Rede halten, Graf Honfried,“ schrie es aus der Masse; — „ja, Re — Re — de halten,“ stammelte eine weinselige Stimme hinterdrein.

Der Edelmann reckte die linke Hand aus und faßte den letzten Sprecher am Wamms.

„Ja, Ihr sollt reden, Stotterhans,“ lachte er spöttisch, „und ich will die Pest kriegen, wenn der Wein nicht Eure Zunge ebenso leicht, wie Euren Bauch schwer gemacht hat, daß Ihr zehn Meßpriester mit Eurem Gewicht und Eurer Suade aufwiegt.“

„Der Teufel hol's — le — ben und sau — saufen, so lang's geht,“ stotterte Hans Stockhard, unter der Hand des Grafen aus der Menge hervortaumelnd, die kreischend Beifall rief. Er schien sich kaum auf den Beinen zu halten und stützte sich gegen den Sarg, auf den er manchmal hinschwankte, doch im nötigen Augenblick von der Faust Honfrieds wieder aufgerissen wurde.

Die Träger wollten ihre Bürde niederlassen, doch der letztere herrschte sie an und schrie:

„Habt Ihr verfluchten Lohnknechte keine Achtung vor dem Allerheiligsten? Ich will Euch den Rücken mit Blumen geißeln!“ Und er hieb ihnen mit der flachen Klinge über die Schultern, daß die Träger schleunigst den Sarg wieder auflüfteten und unter der Last keuchend stehen blieben.

„Drauf, Stotterhans, anfangen!“ schrie er fort, „hat der Teufel Deine Zunge, Kerl?“

„Anfangen!“ brüllte die Menge, und der Aufgeforderte strich sich mit der einen Hand das lang über die Augen hängende Haar zurück, während die andere seinen Körper an dem Sargrand hin und her balanzierte, und begann mit lallender Zunge:

„Da liegt Ku — Kunz Eppstein, — er soff — soff zu viel Wein —“

„Er soff zu wenig vom Rest,“ unterbrach ihn eine Stimme, „und kriegte deshalb die Pest,“ und ein schallendes Gelächter lief umher, in das sich der Klang aneinander gestoßener Pokale und Weinkannen mischte.

„Ihr seid ein schlechter Priester, wenn Ihr nicht ausfindig machen könnt, was man für gute Meßgebühr Rühmliches von dem Defuncten sagen kann,“ fiel Honfried ein, „da, trinkt, Junker, vielleicht kommt aus der Kanne ein Gedanke in Euer nüchternes Gehirn.“

Er hob ein goldenes Geschirr vom Boden und goß den Inhalt desselben in einen riesigen, aus blinkendem Metall geformten Stiefel, den er dem Patriziersohn bis an den Rand gefüllt an die Lippen nötigte und festhielt, bis dieser den Wein gurgelnd und hustend hinuntergewürgt hatte.

„Das macht die Kehle geschmeidig,“ lachte er, „weiter, Stotterhans!“

Der Junker wischte sich den roten Wein, der den Rand überflossen und wie Blut von seinem Kinn herabträufelte, aus den Mundwinkeln und fuhr mit noch schwererer Zunge als zuvor fort:

„Da liegt Ku — Kunz Eppstein, er starb bei — beim Wein, — ka — kann man rüh — rühmlich von ihm sagen, — er starb wie ein Schwein mit vo — vollem Magen, — wir wo — wollen ihn beklagen, — da liegt Ku — Kunz Eppstein —“

„Betrinken wollen wir uns ihm zu Ehren und sein Beispiel nachahmen,“ rief Graf Honfried, den Stiefel wieder füllend.

„Da — da liegt Ku — Kunz Epp — Eppstein,“ lallte der Stotterhans, mit den Armen um sich greifend.

„Wo liegt Kunz Eppstein, Junker?“ schrie der Graf, dem ebenfalls der Wein mehr und mehr betäubend zu Kopf stieg, „ich sehe ihn nicht, Du siehst mit vier Augen.“

Er wollte den Patrizier halten, gab ihm aber statt dessen einen Stoß mit der Faust gegen die Brust, daß jener das Gleichgewicht verlor und mit voller Kraft taumelnd auf den Sarg niederstürzte, der den Händen der Träger entglitt und auf die Erde fallend polternd auseinanderbrach. Und aus ihm, von den Fackeln blutig überstrahlt, rollte der tote Kunz Eppstein aus den Leichentüchern hervor und kollerte mit stieren, geöffneten Augen vor die Füße des Edelmannes.

Eine Sekunde wurde das wüste Geschrei still und selbst Graf Honfrieds Blick wich ernüchtert vor dem Schreckbild zurück.

„Der Kerl glotzt mich an, als ob ich seine Schwester verführt hätte, und ich habe ihm nur seine Trude weggefischt,“ murmelte er. Dann glitt wieder ein hämisches Lachen über seine rauschumdunsteten Züge. „Er ist gestraft dafür, daß er mich heute Morgen unter dem Bürgergesindel im Stich gelassen,“ rief er, „packt den Kadaver wieder ein und kommt. Wir wollen trinken!“

Hier und dort.

* **Berlin**, 23. Dezember. (Ein Druckfehler) in dem Artikel über die Vorstandswahl, den wir in voriger Nummer veröffentlicht haben, könnte den Anschein erwecken, als sei die Spitze der Glosse gegen Herrn Martin Simon gerichtet. Der Setzer läßt uns da lesen: „Charakteristisch ist *eine* Wahl wie die des Herrn Simon . . .“; der Verfasser hatte aber geschrieben: „Charakteristisch ist *seine* (des Dr. Fuchs) Wahl wie die u. s. w.“ — was hiermit berichtigend nachgetragen sei.

* **Berlin**, 23. Dezember. (Unbefriedigend für alle Teile) ist der letzte Abend des „Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ verlaufen. Daß und warum wir unzufrieden waren, haben wir in der vorigen Nummer dar-

gelegt. Obwohl die Nominierung des Herrn Klausner uns ebenso überraschend kam wie wahrscheinlich ihm selbst, hat uns die Brutalität, mit der im „Zentralverein" die Majorität und ihre Vertretung jede gegnerische Ansicht niederschreien, geradezu entsetzt. Daß der Vereinsvorstand mit Befriedigung auf jenen Abend zurückschaut, können wir nicht glauben; wenigstens hat er hierzu keinerlei Ursache. Aber auch Herr Professor Strack wird von der Kritik, die sein Auftreten in der Presse erfahren hat, wenig erbaut gewesen sein. Nicht in unserm Blatte. Wir hatten für den Herrn Professor kein Wort des Tadels; er hat der Bekehrung der Juden zum Christentum sein Leben geweiht, und nachdem er von Juden eingeladen ward, zu Juden zu sprechen, durfte er seine Missionsthätigkeit nicht vergessen — das war sein Recht, das war sogar seine Pflicht. Aber die kirchlich-konservative Presse ist ihm scharf zu Leibe gegangen, weil er von einer „Mission des Judentums" gesprochen haben soll. Dem tritt Prof. Strack in der „Post" und der „Kreuzztg." entgegen. Er schreibt:

> „1. Ich bin nur wiederholter direkter Einladung gefolgt, als ich an der Versammlung teilnahm, und habe nicht zu „allgemeiner Ueberraschung", sondern auf mehrfach mir geäußerten Wunsch das Wort ergriffen. 2. Ich habe nicht von einer „Mission des Judentums" gesprochen, sondern gesagt, daß das Fortbestehen des Judentums im Plane der göttlichen Weltregierung liegen müsse, aber über diesen Plan Christen und Juden entgegengesetzter Ansicht seien. Schon die Thatsache, daß ich seit 12 Jahren den „Nathanael, Zeitschrift für die Arbeit der evangelischen Kirche an Israel" herausgebe und Röm. 10, 1—4 zur Richtschnur meines Wirkens gemacht habe, beweist zugenüge, daß ich eine „„Mission des Judenstums"" in dem mir durch jenen Berichterstatter zugeschriebenen Sinne anzuerkennen garnicht imstande bin. Jeder evangelische Geistliche, der auf Pauli Worte Wert legt, würde, wäre er zugegen gewesen, das von mir Gesagte gebilligt haben."

Ohne zur Zeugenschaft aufgefordert zu sein, bestätigen auch wir, daß inderthat jeder evangelische Geistliche den Ausführungen des Herrn Prof. Strack zugestimmt haben würde. Denn er sprach genau in dem Sinne der Verse des Neuen Testaments, die er zur Richtschnur sich genommen und die wörtlich lauten: „Liebe Brüder, meines Herzens Wunsch ist, und flehe auch zu Gott für Israel, daß sie selig werden. Denn ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand. Denn sie erkennen die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt, und trachten ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten, und sind also der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht unterthan. Denn Chr.... ist des Gesetzes Ende, wer an den glaubt, der ist gerecht." Ob nun auch der Vorstand des „Zentralvereins" sich veranlaßt sehen wird, sein Verhalten zu erklären und zu — entschuldigen?

* **Berlin**, 23. Dezember. (Herr Moritz Rohr,) der bekannte Philanthrop, ist Freitag plötzlich am Herzschlag gestorben und in seinem Geburtsorte Bojanowo bestattet worden. Die Judenheit der Provinz Posen verliert an ihm ihren größten und hochherzigsten Wohlthäter und das Judentum einen treuen Anhänger, der trotz reichen Besitz den Schatz der Religiosität sich zu bewahren wußte.

* **Berlin**, 25. Dezember. (Pfarrer Pennekamp in Calcar) wird sicherlich nie wieder an den Vorstand einer jüdischen Gemeinde zugunsten des Baues einer jüdischen Schule schreiben, dank der Schreibseligkeit eines Beamten der Jüdischen Gemeinde in Berlin. In einer Zuschrift an den „Clevischen Volksboten" erklärt Pfarrer P., daß es sich bei der in verschiedenen politischen Blättern veröffentlichten Petition an den Berliner Gemeindevorstand um einen Privatbrief handele, der ohne sein Wissen und gegen seinen Willen durch Vertrauensbruch veröffentlicht worden sei. Der Pfarrer giebt dann weiter seinem lebhaften Bedauern darüber Ausdruck, daß „das unglückliche Wort, das allen Anstoß erregte", in der Petition gebraucht worden sei, und versichert, daß nur „sein Drang, allen zu helfen, ihm da einen bösen Streich gespielt." — Diese Erklärung scheint trotzdem den hochherzigen Mann nicht zu schützen, denn, wie konservative Blätter mitteilen, ist wider ihn die Disziplinaruntersuchung eingeleitet worden.

m. **Berlin**, 23. Dezember. (Der „Israelitische Kindergarten") Gormannstraße Nr. 3, hat im verflossenen Jahre täglich 100 Kinder armer Gewerbetreibender und Handwerker von morgens 8 bis abends 7 Uhr gewartet und durch Verabreichung von Mittagessen, sowie Milch und Brötchen gesättigt. Um das Werk zu einem wohlthätigeren zu gestalten, ist es jetzt von seinem Begründer einem Verein übergeben worden. Dieser hat sich konstituiert und zu seinem Vorsitzenden Herrn Sanitätsrat Dr. Ehrenhaus und als Vorsteherin Frau Justizrat Rosenhain gewählt. Eine große Anzahl Damen hat sich zur Mitwirkung bereit erklärt.

* **Berlin**, 23. Dezember. (Religionsunterricht der Dissidentenkinder.) Nachdem der hiesige Magistrat als Appellinstanz in Bezug auf Strafen wegen Schulversäumnisse die Heranziehung der Dissidentenkinder zum Religionsunterricht in einer anderen Konfession für unzulässig erklärt hat, ist seitens der Schuldeputation beschlossen worden, von der Verfolgung der betreffenden Schulversäumnisse generell Abstand zu nehmen. — Die Dissidentenkinder werden also die jüdischen Religionsschulen nicht als Notnagel gebrauchen müssen.

♁ **Aus Westpreußen**, 21. Dezember. (Einbruch in eine Synagoge. — Spende.) In der Synagoge zu Berent ist in der Nacht zum 11. d. M. wiederum ein Einbruch verübt worden. Der Einbrecher hat aber Geld nicht gefunden, da solches seit dem letzten Einbruchsdiebstahl dort nicht mehr aufbewahrt wird. — In New-York starb kürzlich ein geborener Fordoner, Friedmann Auerbach, der vor etwa 30 Jahren als völlig unbemittelter junger Mann ausgewandert war. In seinem Testament gedachte er auch seiner Vaterstadt, bestimmte darin, daß jährlich um die Weihnachtszeit an die christlichen Armen 75 und an die jüdischen 150 Dollars zur Verteilung gelangen sollen. Der für dieses Jahr bestimmte Betrag ist bereits beim Bürgermeister eingegangen und wird von diesem verteilt werden.

‡ **Posen**, 20. Dezember. (Amtsjubiläum.) Gestern waren 25 Jahre verstrichen seit der Amtseinführung des Herrn Dr. Ph. Bloch als Rabbiner der hiesigen Brüdergemeinde. Aus diesem Grunde fand auch beim gestrigen Gottesdienste eine erhebende Feier zu Ehren des Jubilars statt. Schon am Freitag wurde der Jubilar in seiner Wohnung von dem Gemeindevorstand durch Ueberreichung eines kostbaren Ehrengeschenks ausgezeichnet. Gestern wurde

Herr Dr. Bloch von einer Deputation aus seiner Wohnung in den mit Topfgewächsen und Lorbeerbäumen festlich geschmückten Tempel geleitet, wo in dem Rahmen des gewöhnlichen Sabbatgottesdienstes eine besondere Festfeier angeordnet war. Nach einem Orgelpräludium und einem Chorgesange trug der zum Probevortrag anwesende Herr Oberkantor Drujan aus Basel den Ps. 61 mit Orgelbegleitung vor, worauf die Festpredigt folgte, die Herr Dr. Bloch selbst im Anschluß an des Patriarchen Jakob Abschiedswort an seinen Sohn Joseph vor der überaus zahlreich versammelten Gemeinde hielt. Ein volltönendes Hallelujah des Chores mit Orgelbegleitung schloß die weihevolle Feier ab. Am Abend fand ein Festbankett statt, an dem sich die Honoratioren der Stadt und der Gemeinde beteiligten und das durch geistvolle Reden und treffliche Gesänge des mit mächtiger Stimme begabten Gastes aus der Schweiz einen besonderen Reiz erhielt. Den am Jubiläumstage von Nah und Fern eingelaufenen Glückwünschen fügen wir auch unseren Wunsch an: Der Jubilar möge in Kraft und Rüstigkeit noch lange seines Amtes walten!

Z. **Aus der Provinz Posen,** 21. Dezember. (Verschiedenes.) Der deutsch-israelitische Gemeindebund hat an die israelitischen Gemeinden unserer Provinz ein Rundschreiben erlassen, sich recht zahlreich an dem in nächster Zeit stattfindenden Delegiertentag in Bromberg zu beteiligen. Es sollen hier Mittel und Wege gefunden werden, das in der Provinz Posen meist noch im Argen liegende Gemeindewesen zu heben. — In dem kleinen Städtchen Mixstadt hat sich die alte Synagoge als baufällig erwiesen, so daß der dortige Synagogenvorstand den Beschluß fassen mußte, einen Neubau aufzuführen. Die Gemeinde zählt jedoch kaum 100 Seelen und wird wohl nicht imstande sein, aus der Gemeinde heraus die Mittel zu einem Neubau, wenn auch noch so dürftig, zu beschaffen. Wie verlautet, will sich der Vorstand dieserhalb an andere Gemeinden mit der Bitte um Unterstützungen wenden.

d. **Tarnowitz,** 20. Dezember. (Konferenz.) Die 10. Versammlung der Freien Vereinigung jüdischer Lehrer Oberschlesiens findet an diesem Donnerstag hierselbst mit folgender Tagesordnung statt: 1. Begrüßung und geschäftliche Erledigungen. 2. Maybaum, „Die Methodik des jüdischen Religionsunterrichts". (Eisenberg-Beuthen.) 3. Besprechung über das Verbandsthema: „Auf welche Weise lassen sich am besten und schnellsten die Forderungen der Satzungen unseres Verbandes § 9c die lebenslängliche Anstellung sämtlicher jüdischer Lehrer, ihre Pensionierung und die Versorgung ihrer Hinterbliebenen auf gesetzlichem Wege erfüllen? resp. welche Grundlagen sind zur Herbeiführnng dieser Forderungen notwendig? (Bernhard-Tarnowitz.) 4. Anträge und Mitteilungen.

m. **Breslau,** 20. Dezember. (Die Repräsentantenwahlen. — Subvention.) Das Resultat der am 11. d. M. vollzogenen Repräsentantenwahlen ist nunmehr bekannt. Es wurden ca. 1800 Stimmen abgegeben, das bedeutet eine Wahlbeteiligung von nahezu 40 Prozent. Gewählt sind fast durchweg „Liberale". Von der Liste der Opposition wurden nur die Kandidaten gewählt, die auch die Gouvernementalen aufgestellt haben, mit Ausnahme von Professor Badt, der von diesen als Stellvertreter und von jenen als Repräsentant aufgestellt war und zu letzterer Würde erwählt wurde. Es erhielten Stimmen a) als Repräsentanten: (die Namen derer, die von beiden Vereinen aufgestellt waren, sind gesperrt gedruckt), Bernh. Wollstein 1772, Dr. Reich 1673, Geh. Justizrat Freund 1658, Prof. Dr. Badt 1568, Ludw. Wollenberg 1536, Louis Cohn 1457, Salom. Danziger 1374; b) als Stellvertreter: Direktor Lyon (bisher Repr.) 1330, Theod. Oschinsky (desgl.) 1321, Herm. Landsberger 1320, Herm. Hamburger 1310, R. Daniel 1270, A. Bielschowsky 1224, Rechtsanwalt Dr. Samuelsohn 1109, M. Rosenberg 1022 und Rechtsanwalt Dr. Moses 998. Die Führer der Opposition, die ebenfalls kandidierten, blieben mit einer Stimmenzahl von 800—250 in der Minorität. Hoffentlich lassen sich die Oppositionellen nicht entmutigen; mit einem Streich wird kein Baum gefällt, besonders wenn er so fest wurzelt, wie die zeitige Majorität unserer Gemeinderepräsentanz. 1899 sehen und sprechen wir uns wieder! — Wahrscheinlich um dem neu erwachenden Geiste in unserer Gemeinde Rechnung zu tragen, hat unser Gemeindevorstand sich entschlossen, die hier bestehenden Privatsynagogen mit Beiträgen von 100—200 Mk. zu subventionieren.

⚔ **Erfurt,** 21. Dezember. (Wohlthätigkeit.) In wie hohem Maße die Unterstützungskasse der hier wohnenden Israeliten von den durchreisenden Glaubensgenossen in Anspruch genommen wird, mag der Umstand beweisen, daß an solche Durchreisende jährlich circa 2400 Mk. gezahlt werden. Dazu kommen noch circa 600 Mk., welche für hiesige bedürftige israelitische Familien aufgewendet werden. Es trägt dazu eine reiche jüdische Familie jährlich allein 5—600 Mk. bei, — jedenfalls ein Zeichen hohen Wohlthätigkeitssinns.

Hannover, 22. Dezember. (Handwerkerverein. — Rabbiner Dr. Lange. — Schnutziana.) Der Verein zur Beförderung der Handwerke unter den Juden in der Provinz Hannover zählt 366 Mitglieder. Die Gesamteinnahme der letzten drei Jahre betrug 10 931,78, die Gesamtausgabe an Bewilligungen für Lehrlinge 6 859,52 Mk. Der Verein gewährt außerdem würdigen und bedürftigen Handwerksmeistern zinslose Darlehen. Nicht unbemerkt bleibt es, daß in unsrer Provinz verschiedene angesehene Lehrer ihre Söhne dem Handwerk zuführen und dadurch anderen Eltern ein gutes Beispiel geben. — Dr. Gerson Lange, z. Zt. Lehrer an unsrer Religionsschule, ist zum Rabbiner des „Vereins zur Wahrung der religiösen Interessen des Judentums in Westfalen" gewählt worden und hat die Wahl angenommen. Herr Dr. L. wird sich zunächst in Borken niederlassen. — In dem seit mehr als fünf Jahren schwebenden Disziplinarverfahren des Magistrats gegen den früheren Direktor des Lebensmittel-Untersuchungsamtes, Dr. Schnutz, ist auf Amtsentsetzung erkannt worden. Der Verurteilte hat sofort Berufung beim Oberverwaltungsgericht eingelegt. Die Frau des Dr. Schnutz war in den Meineidsprozeß gegen den früheren antisemitischen Reichstagsabg. Leuß verwickelt.

? **Frankfurt a. M.,** 21. Dezember. (Emanuel Schwarzschild. — Vorstandswahl. — Statistik.) Ein hervorragendes Mitglied der „Adaß Jeschurun", Bankier Emanuel Schwarzschild, ist am 14. d. Mts. gestorben und am 16. bestattet

worden. Der Verstorbene nahm hier eine Reihe von Ehrenstellen ein; bei Gründung der Israelitischen Religions-Gesellschaft war er deren Sekretär und gehörte seitdem abwechselnd dem Vorstand und Ausschuß der Gesellschaft an. Er war ferner Mitglied des Schulrats und der meisten Kommissionen der genannten Gesellschaft, sowie der Verwaltungskommission der Israelitischen Volksschule. Auch dem Hilfskomitee zur Unterstützung der aus Rußland ausgewiesenen Juden gehörte er u. a. an. Von Jugend auf zeichnete er sich durch außerordentlichen Wohlthätigkeitssinn aus. Auf Wunsch des Entschlafenen wurde an seiner Bahre weder eine Trauerrede gehalten, noch irgend eine andere Feier vorgenommen. — Unter ansehnlicher Beteiligung vollzogen sich am 17. d. Mts. die Ersatzwahlen zum Ausschuß der Israelitischen (Haupt-)Gemeinde. Zwei Listen kämpften um den Sieg. Der auf beiden figurierende Name, der des Herrn Jakob Hermann Weiller erhielt 867 von den im Ganzen abgegebenen 870 Stimmen. 551 Stimmen erhielt Herr Heinrich Wisloch, 535 Herr Isidor Rottenwieser. Diese drei Herren sind somit gewählt. Die Kandidaten des „Vereins für freisinniges Gemeindeleben", die Herren Gustav Dreyfuß und Emil Rothbarth, erhielten nur je 326 Stimmen. Außerdem zersplitterte eine Anzahl von Stimmen. — Nach den Ergebnissen der letzten Volkszählung waren hier 138 753 evangelische, 68 904 katholische Christen, 19 488 Juden und 2134 Dissidenten ortsanwesend.

⊙ **Hamburg**, 20. Dezember. (Dem „Israelitischen Krankenhause") in der Marienstraße in St. Pauli, welches im Jahre 1841 vom Bankier Salomon Heine zum Andenken an seine Gemahlin gestiftet wurde, hat die kürzlich in Paris verstorbene Frau Furtado-Heine testamentarisch 20 000 Mk. vermacht.

∴ **München**, 21. Dezember. (Ein interessanter Prozeß) steht uns wieder bevor. Wie ich Ihnen vorige Woche schrieb, ist hier der Gärtner Benno Posch zu 25 Mk. Geldstrafe verurteilt worden, weil er Flugblätter mit einem Talmudauszug nach Rohlings Schmähschrift verteilt hatte. Nun heißt es, der Staatsanwalt habe auch gegen den Verfasser des Flugblattes das Verfahren aufgenommen. Für diese Sache ist dann das Schwurgericht zuständig und es werden bayerische Geschworene über Rohlings Schrift zu befinden haben. Möge es gelingen, objektive Geschworene zu finden!

N. **Von der Elbe**, 21. Dezember. (Erwiderung.) Dem geehrten Kritiker in Nr. 50 dieser Zeitschrift, Herrn Dr. Aschkenaze diene hiermit zur Beruhigung, daß der Verfasser des angegriffenen Artikels, trotzdem ihm die von ihm zitierten Werke mehr als vom Hörensagen bekannt sind, aus gewissem Grunde das Werk so angeführt, wie geschehen. Möge sich Herr Dr. A. ein wenig bemühen, so wird er finden, daß der berühmte Rabbi Ez. Landau im „Noda" und im „Zelach" in Rede stehendes Werk oft mit פני יהושע zitiert. (Das zweite ו ist zur richtigen Aussprache für diejenigen Leser hinzugefügt, die dieses Werk noch garnicht kennen. Um deutlich zu sein, bemerke noch, daß der Verfasser obigen Artikels vermeiden wollte, drei Buchstaben des hebräischen Gottesnamens in eine Zeitung zu setzen.) Betreffs der von dem Herrn Dr. A. ohne jeden Beweis aufgestellten Behauptung über die Herkunft dse הפלאה, liegt vorläufig keine Veranlassung vor, derselben entgegenzutreten.

⚔ **Wien**, 20. Dezember. (Der Etat-Entwurf pro 1897) der hiesigen israelitischen Kultusgemeinde zeigt ein recht trübes Bild. Es ist daraus zu ersehen, daß die Einnahmen in stetem Rückgange begriffen sind, während die Bedürfnisse der Gemeinde sich fortgesetzt steigern. Während der Rechnungsabschluß des Jahres 1895 noch die Einnahmen mit 529 685 fl. auswies, sind die Gesamteinnahmen für das Jahr 1897 mit 499 073 fl. präliminiert. Demgegenüber stehen die mutmaßlichen Auslagen von 649 349 fl. (im Jahre 1895 bezifferten sich die Auslagen mit 585718 fl.), so daß der Voranschlag mit einem Ausfall von 150 276 fl. abschließt. Das Defizit welches sich zu einem chronischen gestaltet hat, weist, wie schon einmal an dieser Stelle mitgeteilt, eine bedeutende Progression auf. Im Jahre 1894 noch unscheinbar mit 1426 fl. beginnend, steigt es 1895 auf 56 032 fl., 1896 auf 83 377 fl., um mit dem pro 1897 präliminierten Ausfall seinen Höhepunkt zu erreichen. Das Defizit des Jahres 1897 resultiert hauptsächlich aus außerordentlichen Ausgaben (Reserven), welche sich auf 121 473 fl. beziffern. Die Deckung des präliminierten Ausfalles ist durch die im Zuge befindliche Neuveranlagung der Kultussteuern zu gewärtigen.

B. **Wien**, 18. Dezember. (Die israelit. Religionslehrer. — Dr. Ed. Mahler.) Die israelit. Religionslehrer an den österreichischen Mittelschulen, Parias unter den anderen Lehrkräften an diesen Anstalten, nehmen unter ihren christlichen Kollegen, obschon die Katecheten oder katholischen Religionslehrer diesen gleichgestellt sind, eine ganz eigenartige Stellung ein. Man hat für die jüdischen, wie auch für die evangelischen Religionslehrer die Bezeichnung „Aushilfslehrer" erfunden, die, obwohl sie dieselben Pflichten haben wie die anderen Lehrer an den Mittelschulen und ihre Zensurierung der Schüler nicht minderwertiger erscheint als die anderen, ohne jede Begründung eine Zurücksetzung erfahren, welche wohl nicht geeignet ist, ihr Ansehen den Schülern gegenüber zu steigern. Um nun gegen dieses Mißverhältnis Stellung zu nehmen, hat am 6. April in Wien eine Vertrauensmänner-Versammlung stattgefunden und beschlossen, ein Komitee einzusetzen, das die Schritte zur Regelung der Rechtsstellung der Lehrer bei den gesetzgebenden Körperschaften durchzuführen, und ein Komitee, welches die Gründung eines Verbandes der israelitischen Religionslehrer an den Mittelschulen vorzubereiten hätte. Dieser Verband wird sich nun am 27. und 28. d. M. konstituieren, zu welchem Zwecke an gen. Tagen im Gemeindehause der israelitischen Kultusgemeinde in Brünn eine Versammlung der israelitischen Religionslehrer an den österreichischen Mittelschulen stattfindet. — Dr. Eduard Mahler, eine Autorität auf dem Gebiete des Kalenderwesens, erhielt einen ehrenvollen Ruf nach Budapest als Vorsteher des vom ungarischen Finanzministerium ressortierenden Trianguliernngsbureau und wird schon nächster Tage seine neue Stellung antreten.

⅄ **Lemberg**, 20. Dezember. (Streit in einer Synagoge.) In der Synagoge in Stryj kam es dieser Tage zu blutigen Schlägereien zwischen Gymnasiasten, welche eine Trauerandacht für einen verstorbenen Kollegen veranstalten wollten,

und der orthodoxen Partei, welche diese Andacht, als mit den orthodoxen Traditionen unvereinbar, zu verhindern suchte. Da die Ortspolizei sich keinen Rat schaffen konnte, mußte die Gensdarmerie in der Synagoge einschreiten.

Budapest, 20. Dezember. (Einweihung einer neuen Schule. — Stiftung. — Streitigkeiten. — Handwerkslehrlinge.) Die neue große Schule, welche unsre Religionsgemeinde auf einem Grundstücke an der Ecke der Wesselényi- und der Gärtnergasse (VII. Bezirk) erbauen ließ, ist ihrer Bestimmung übergeben worden. In seiner Festrede nahm Rabbiner Dr. Kohn Veranlassung, einiges über die Wirksamkeit der hiesigen Religionsgemeinde auf dem Gebiete des Volksschulunterrichts hervorzuheben. Die Kosten des schönen Gebäudes beliefen sich auf ca. 200 000 fl. — Frau Elise Fischer in Arad hat ihr ganzes Vermögen im Betrage von einer Million Gulden der jüdischen Gemeinde zur Gründung eines Mädchen-Waisenhauses letztwillig hinterlassen. Die Zöglinge bleiben bis zu ihrer Verheiratung im Waisenhause, wo sie eine strengreligiöse Erziehung erhalten müssen. Jedem Mädchen wird eine Mitgift von 1000 fl. sichergestellt. — In der orthodoxen Gemeinde zu Neutra hat sich im Laufe der Zeit unter Führung des Talmudisten Vorhand eine hyperorthodoxe Untergemeinde gebildet, welche, um ihrem Führer ein Einkommen zu sichern, nicht nur ein eigenes Bethaus, sondern auch eine Talmudschule erhält. Die Kultusgemeinde sah diesem Beginnen eine Weile zu, ersuchte aber schließlich den Magistrat um Schließung des Bethauses und der ungesetzlichen Vorhandschen Winkelschule, welcher Bitte auch stattgegeben wurde. Dem Rekurs der Betroffenen Folge gebend, hob jedoch der Vizegespan den Bescheid des Magistrats auf und ordnete eine neue Verhandlung und Beschlußfassung an. Die Gemüter sind jetzt beiderseits äußerst erregt. — Dem Ungarisch-Israelitischen Handwerks- und Ackerbauverein unterstehen 291 Handwerkszöglinge. In jüngster Zeit sind 45 neue Aufnahmegesuche eingelaufen.

Paris, 20. Dezember. (Kultussache.) Hier wird bekanntlich auch der jüdische Kultus vom Staate subventioniert. So hat diesmal die Deputiertenkammer 123 530 Fr. für Kultuseinrichtungen und 22 000 Fr. für den Bau von Synagogen mit großer Majorität bewilligt.

Petersburg, 20. Dezember. (Eine jüdische Deputation beim Zaren. — Jüdische Soldaten. — Ackerbauschule. — Jüdische Apotheker.) Unsrer Synagogenverwaltung wurde im Auftrage des Zaren mitgeteilt, daß demnächst die Zulassung der Juden des russischen Reiches zu einer Huldigung erfolgen werde. Bis zum 18. Januar habe daher die Anmeldung der Deputationen der jüdischen Gemeinden von Petersburg, Moskau, Odessa, Warschau und Kiew beim Ministerium stattzufinden. — Das erste Departement des Senats hat wiederum eine Entscheidung getroffen, nach welcher den verabschiedeten Untermilitärs mosaischer Konfession, welche ihre Militärpflicht nach dem alten Rekrutierungsmodus geleistet haben, bedingungslos das Recht zugestanden wird, im ganzen Reiche zu leben; hierbei ist es irrelevant, ob diese Personen zu Gemeinden in der jüdischen Ansässigkeitssphäre angeschrieben sind, oder nicht. Dagegen war vor kurzem bestimmt worden, daß die Soldaten jüdischer Konfession, die nicht das Aufenthaltsrecht in allen Teilen des Landes besitzen, während der Dauer ihres Urlaubs was die Wahl ihres Aufenthaltsortes betrifft den allgemeinen Gesetzen über den Aufenthalt der Juden außerhalb des Territoriums unterworfen sind. — Dem Vernehmen nach plant das Ministerium für Landwirtschaft die Errichtung einer Ackerbauschule für jüdische Knaben. Einige reiche Glaubensgenossen haben zum Besten der Schule 25 000 Rubel gespendet; das Ministerium wird dieselbe einerseits mit 5000 Dessjatinen Land im Chersson'schen Gouvernement ausstatten, um daselbst eine Musterwirtschaft einzurichten. Der Unterricht soll vorwiegend praktisch sein und einen dreijährigen Kursus umfassen. — Einen Erlaß seines Vorgängers, der bestimmte, daß in sämtlichen von Juden bewohnten Gouvernements die Zahl der jüdischen Apothekerlehrlinge nur 5 % der Gesamtzahl solcher Lehrlinge betragen dürfe, hat der Minister des Innern umgestoßen. Dieser Bestimmung schloß sich auch der Dirigierende Senat an, „da kein Gesetz des Reiches eine Vorschrift über die Zahl der jüdischen Lehrlinge enthält, die in den Apotheken aufgenommen werden dürfen."

Sofia, 18. Dezember. (Ein Mißverständnis) hat zwei Männer aus Jerusalem, die hier für die Armen im Heiligen Lande sammelten, in Untersuchungshaft gebracht. Der Chacham Baschi in Konstantinopel intervenierte für sie und schickte Herrn Navon Bey mit einem Schreiben des Großveziers hierher. Dies Schreiben empfing der türkische Kommissar dahier, der dann beim Fürsten die Befreiung durchsetzte. Wieso aber konnten ohne jeglichen Thatbestand die zwei Männer 62 Tage im Gefängnis bleiben? Bei den Männern fand man ein großes Empfehlungsschreiben, in welchem u. a. stand: תנו להם דמים. („Gebet ihnen Geld".) Die Behörde ließ das Schriftstück amtlich übersetzen und der Uebersetzer leitete דמים von דם ab und übersetzte es wörtlich: „Gebet ihnen — Blut!" Und das genügte.

× **Jerusalem**, im Dezember. (Spitalbau.) Am 11. v. Mts. besuchte eine Kommission des Stadtrats in Begleitung des städtischen Baumeisters den Spitalbau, um durch persönliche Inspektion festzustellen, daß beim Bau die arrondierte Grenze des Bau-Areals eingehalten wurde. Die Kommission war sichtlich erstaunt über die Solidität des Baues und über seinen bisherigen rüstigen Fortgang. An der Fertigstellung der Umfassungsmauer wird eifrig gearbeitet, die Zisternen sind bereits fertiggestellt. Der Regen, welcher sie füllen sollte, wurde lange vergeblich erwartet und mußte man eine Zeit lang das zum Bauen notwendige Wasser für vieles Geld kaufen. Glücklicherweise hat inzwischen die Bitte um Regen ihre Erhörung gefunden, so daß nun das in den Zisternen sich ansammelnde Wasser für den Weiterbau benutzt werden kann.

□ **Aus den Gemeinden.** Rabbiner Dr. Kohn in Kattowitz feiert am 6. Januar sein 25jähriges Amtsjubiläum. Das gleiche Jubiläum beging am verflossenen Sabbat Herr Rabbiner Dr. Blumenstein in Luxemburg. — **Versetzt:** Herr J. Rosenthal von Czarnikau (als Religionslehrer und Kassenassistent) nach Königsberg i. Pr. — **Vakanzen:** Grätz (Posen) Rabb. Fix. 2400 Mk. (R.-U. an höh. Knaben- und Mädchenschule extra) und Nbk. — Schwetz (Wpr.) zum 15. 2. od.

1. 3. 97 musik. 2. L. K. Sch. Kore Tokea. Fix. 2000 Mk. — Frankfurt a. O. Sem. geb. verheir. 2. K. u. Waisenvater. Fix. 1800 Mk. u. fr. W. — Nidda. Zum 1. 3. sem. geb. Rl. K. Fix. 800—900 Mk. u. Nbk. Meld. an Gerson Katz. — Rogowo (Posen). Sof. K. Sch. Kore. Fix. 900, Nbk. 300 Mk. u. fr. W. Reisek. d. Gew. — Landsberg (Ostpr.). Rl. K. Sch. Fix. 1000, Nbk. 2—300 Mk. Meld. an Rubert. — Nikolaiken (Ostpr.). Zum 1. 4. Rl. K. Sch. Fix. 600 Mk. u. Nbk. — Rüdesheim. L. K. Sch. Fix. 7—800, Nbk. ca. 500 Mk. Meld. an Ferd. Strauß.

Brief- und Fragekasten.

P., Fürth. In diesem Jahrgang wiederholen wir zum letzten Male, daß anonyme Zusendungen unberücksichtigt bleiben. — Herrn F. G., X. Wir haben kein Manuskr. erhalten. — Herrn Karl Liebes, Santa Ana, Salvador (Zentral-Amerika), Einhundert Mk. Abonnement auf 10 Jahre haben wir erhalten. Wir gestatten uns jedoch aufmerksam zu machen, daß unser Blatt vom 1. Januar für das Ausland 12 Mk. p. a. kostet.

☛ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt des Preußischen Beamten-Vereins bei, auf den wir unsre Leser hierdurch aufmerksam machen. Die Exped.

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.

